ResearchGate

See discussions, stats, and author profiles for this publication at: https://www.researchgate.net/publication/296856767

German runes and Phoenician alphabet

Conference Paper *in* Sprachwissenschaft · January 2006

CITATIONS
0

READS
6,370

1 author:

Theo Vennemann
Ludwig-Maximilians-Universität München

112 PUBLICATIONS **2,533** CITATIONS

SEE PROFILE

All content following this page was uploaded by Theo Vennemann on 02 October 2018.

The user has requested enhancement of the downloaded file.

Sonderdruck aus: *Sprachwissenschaft* 31.4 (2006), 367-429

Theo Vennemann gen. Nierfeld

Germanische Runen und phönizisches Alphabet*

It is well within the realm of possibilities that the knowledge of writing was brought to the North by sea rather than through the entire continent, completely circumventing the intervening Celtic tribes, since we know of early contacts between the North and the Mediterranean world by sea as well as by land. In any case, the search must go on.
(E. H. Antonsen, Runes and Germanic linguistics, S. 116)

Inhaltsverzeichnis: **I.** Traditionelle Thesen zur Entstehung der Runenschrift, S. 368. – 1. Zur Entstehung der mediterranen Alphabete, S. 368. – 2. Die Lehrbuchthesen zur Entstehung der Runenschrift, S. 369. – 3. Weitere Auffassungen zur Entstehung der Runenschrift, S. 371. – **II.** Die These der Entwicklung der Runenschrift aus dem phönizischen Alphabet, S. 373. – **III.** Vorteile der phönizisch-karthagischen These, S. 378. – 1. Das Problem der Vermittlung, S. 379. – 2. Das Problem der akrophonen Benennung der Runen, S. 381. – 3. Das Problem der Reihenfolge der Runen: der Anfang, S. 384. – 4. Das Adaptationsproblem, S. 386. – 5. Das Problem der Reihenfolge der Runen: die unmittelbare Fortsetzung, S. 399. – 5.1. Zur zweiten Rune, *+ūruz* 'Auerochse', S. 399. – 5.2. Zur dritten Rune, *+purisaz* 'Riese', S. 401. – 6. Die Herleitung der übrigen Runen (6.1. – 6.18.), S. 404. – **IV.** Runenschrift und Lautverschiebung, S. 416. – **V.** Weitere Argumente: Runische Schreibregeln, S. 418. – 1. Nichtberücksichtigung der Quantität, S. 418. – 2. Nichtschreibung von Nasalen vor homorganen Konsonanten, S. 420. – 3. Die Schreibregeln im Thesen-Vergleich, S. 421. – **VI.** Schluss, S. 422. – Literaturverzeichnis, S. 426.

---

* Dies ist die Schriftfassung eines Vortrags, den ich am 26. Juni 2006 in einer Seminarstunde an der Universität München gehalten habe. Ich danke Antoniy Dimitrov, Patrizia Noel und Iva Welscher für Anregungen und Ermutigung, auf dem hier eingeschlagenen Weg fortzufahren. Jørgen Chr. Bang (Odense) danke ich für ein anregendes Gespräch am 19. Juni 2006 in Aalborg bei Gelegenheit der 22nd Scandinavian Conference of Linguistics, Robert Mailhammer (München) für mündliche und e-schriftliche Hinweise am 11. Juli 2006, auf die ich mich in den Anmerkungen beziehe. Schließlich danke ich Lutz Edzard (Oslo) für einen e-Brief vom 10. Juli 2006 und Materialien zum Thema dieses Aufsatzes, Kurt Braunmüller (Hamburg) für eine schriftliche Stellungnahme vom 14. Juli 2006, Klaus Düwel (Göttingen) für ein Telefongespräch am 15. Juli 2006, Wilhelm Heizmann (München/Göttingen) für eine e-briefliche kritische Stellungnahme vom 20. Juli 2006 sowie die freundliche Überlassung der Manuskriptfassung seines Artikels 'Zur Entstehung der Runenschrift' und Angelika Lutz (Erlangen) für klärende Gespräche und zahlreiche Verbesserungsvorschläge.

Zusammenfassung: Das Problem der Entstehung der germanischen Runen und des runischen Schreibsystems gilt als ungelöst. Auch die verbreitetste Lehre, der zufolge die Runen sich aus dem lateinischen Alphabet herleiten, steht vor zahlreichen Rätseln. In diesem Artikel wird die These entwickelt, dass die Runenschrift sich nicht auf dem Umweg über das Griechische, Etruskische oder Lateinische, sondern unmittelbar aus dem phönizischen Schreibsystem der vom 5. Jahrhundert bis zum Ende des 3. Jahrhunderts die Atlantikküste beherrschenden Karthager herleitet. Diese These erklärt alle charakteristischen Eigenschaften des runischen Schreibsystems: die Form gerade derjenigen Runen, für die das Lateinische kein Vorbild bietet; die akrophonische Benennung der Runen mit appellativischen Namen; verschiedene Aspekte der Reihenfolge des älteren Runenalphabets, insbesondere den Anfang mit der **fehu*-Rune (**fehu* 'Vieh'); die häufige Scriptura continua; die Nicht-Schreibung von Nasalen vor homorganen Konsonanten; die Schreibung der Geminaten nicht mit doppelten, sondern mit einfachen Konsonantenzeichen. Vor allem erklärt die phönizisch-karthagische These die Konzentration der ältesten Runenfunde in den skandinavischen Regionen zwischen Nord- und Ostsee statt nahe dem Römischen Reich und beantwortet die Frage nach den Gründen für die außerordentlich frühe Verfügbarkeit eines eigenen alphabetischen Schreibsystems im Norden Europas.

Abstract: The poblem of the origin of the Germanic runes and the runic writing system is considered unsolved. Many aspects of the runes are enigmatic even for the most widely accepted thesis, that of the Latin origin of the runes. The present article develops the thesis that runic writing derives directly from the Phoenician writing system of the Carthaginians who dominated the Atlantic coasts from the fifth to the end of the third century, rather than via Greek, Etruscan, or Latin. This thesis explains all the distinctive properties of runic writing: the form of those runes for which Latin offers no model; the acrophonic naming of the runes with appellatives; various aspects of the order of the older futhark, especially the beginning with a rune named **fehu* 'cattle'; the frequent use of *scriptura continua*; the omission of nasals before homorganic consonants; the writing of geminates with single rather than double consonants. Most importantly, the Phoenician thesis explains the concentration of the oldest runic finds in the Scandinavian regions between the German and the Baltic Seas rather than close to the Roman Empire and answers the question of the reasons for the extraordinarily early availability of an alphabetic writing system of its own in northern Europe.

I. Traditionelle Thesen zur Entstehung der Runenschrift

1. Zur Entstehung der mediterranen Alphabete

Die Buchstabenschrift wurde, als Konsonantenschrift, im Nahen Osten vermutlich aus der ägytischen Hieroglyphenschrift, eventuell unter Beiziehung einer kretischen Schrift, entwickelt[1] und von den Phöniziern im Mittelmeerraum verbreitet. Die Griechen adaptierten die phönizische Schrift; die

[1] H. Jensen, Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart, S. 246-249 et passim, S. 262-264.

Herzlich gratiert.
Theo
12.3.07

etruskische und die lateinische Schrift sind ihrerseits Adaptationen der griechischen.

Bereits die Phönizier, vor allem die Phönizier Karthagos, die Punier, entwickelten die Konsonantenschrift durch Benutzung einiger Konsonantenzeichen (für die Halbvokale *j* und *w* und die sogenannten Laryngale) als Vokalzeichen ansatzhaft in eine Alphabetschrift weiter[2]. Dazu schreiben J. Friedrich – W. Röllig[3]:

> Etwa seit dem Ende des 5. Jh.s v. Chr. kann man beobachten, daß in punischen Inschriften Vokale durch Konsonanten als Vokalbuchstaben (*matres lectionis*) bezeichnet werden. Es beginnt damit, dass man mit dem Zeichen ['Āleph – ich setze die hebräischen Namen für die hebräischen Buchstaben ein, die die Autoren hier wie üblich auch für das Phönizische verwenden] lange Endvokale andeutet. Im Spätpunischen können dann alle Laryngale (['Āleph, Hē, Ḥēth, 'Ayin]) und Halbvokale ([Wāw, Yōdh]) Vokale bezeichnen. Dieses System hat zwar Vorgänger in dem unsystematischen Gebrauch von Vokalbuchstaben im Phönizischen [Hinweis auf § 102, wo Beispiele schon aus dem 9. Jahrhundert zitiert werden, T.V.], ist aber in dieser Form eine punische Sonderentwicklung.

/Ā

Aus dieser phönizischen Technik haben bekanntlich die Griechen die konsequente Vokalschreibung entwickelt, die dann von den Etruskern und den Römern übernommen wurde. Bei der Vokalschreibung als solcher handelt es sich also keineswegs um eine Erfindung der Griechen, sondern um eine automatische Weiterentwicklung der phönizischen Schreibtechnik bei der Anwendung auf Sprachen vom indogermanischen Typus.

2. Die Lehrbuchthesen zur Entstehung der Runenschrift

Die traditionell gelehrten Auffassungen von der Entstehung der germanischen Runenschrift, des älteren Fuþark, fasst K. Düwel[4] folgendermaßen zusammen:

---

[2] Das wird bis in die neueste Zeit immer wieder ungenau dargestellt; man vergleiche zum Beispiel noch W. Heizmann, Ms.: Zur Entstehung der Runenschrift, S. 13, der präsupponiert, dass die Griechen „die phönikischen Konsonantenzeichen fast unverändert übernahmen und lediglich im Bereich der Vokalzeichen eigene Wege gingen". Der eigene Weg bestand darin, dass gewisse Konsonantenzeichen, die bereits von den Phöniziern, wiewohl unsystematisch, als Vokalzeichen verwendet wurden, im griechischen Alphabet systematisch als Zeichen für ganz bestimmte Vokale reserviert wurden.

[3] Im Abschnitt 'IV. Die Vokalschreibung im Phönizischen, Punischen und Spätpunischen', § 104.

[4] Runenkunde, S. 2f. – Die Entstehungsthesen sind bei K. Düwel näher ausgeführt im Kapitel 'IX. Thesen zum Ursprung der Runenschrift' (S. 175-181).

Von den Thesen zur Herleitung der Runenschrift ... aus anderen, vor allem mediterranen Alphabeten hat sich bisher keine durchsetzen können. Eine Reihe von Forschern vertritt die norditalisch-etruskische These, nach der die Runenschrift aus den im Alpengebiet vor der und noch um die Zeitenwende verbreiteten Alphabeten entwickelt wurde. Die Griechisch-These wird immer wieder von einzelnen verfolgt. Nur die Latein-These findet nach wie vor starke Beachtung. Die Runenschreiber selbst glaubten an die göttliche Herkunft der Runen, wie es in zwei Inschriften ausgedrückt ist.

E. H. Antonsen[5] schreibt zu diesem Problem:

„The question remaining unresolved, however, is which Mediterranean script was the direct model for the runic alphabet. ... In other words, runic scholarship has not succeeded in identifying a particular Mediterranean alphabet as the source from which the fuþark could be derived with any certainty whatever. ... Today we are still not able (and probably never will be) to identify a specific local Mediterranean alphabet as the mother of the runes."

Die jüngste mir bekannte Aussage zu diesem Thema steht bei S. Nowak[6]:

„Ausführliche Vergleiche der Runenschrift mit den mediterranen Alphabetschriften sind immer wieder angestellt worden, um eine Vorlage zu identifizieren. Bislang haben diese Versuche zu keinem allgemein anerkannten Ergebnis geführt."

Da heute drei Herkunftsthesen für die Runenschrift vertreten werden, und jedenfalls zwei von ihnen, die etruskische und die lateinische, in unentschiedener Konkurrenz stehen, kann das Problem der Entstehung der germanischen Runenschrift, des älteren Fuþark, nicht als gelöst gelten. Zwar scheint die lateinische These neuerdings an Boden zu gewinnen, was insofern verständlich ist, als Skandinavien, wo die ältesten Runeninschriften gefunden wurden, sich zur Entstehungszeit dieser Inschriften zumindest am Rande des großen römischen Kulturraums befand[7]. Doch hat auch diese These ungelöste Probleme, die W. Heizmann[8] neuerdings dankenswerterweise in einem 10-Punkte-Katalog zusammengestellt hat. Von diesen sind

---

[5] Runes and Germanic linguistics, S. 49, 93, 116.

[6] Schrift auf den Goldbrakteaten, S. 45.

[7] K. Braunmüller, in: O. Bandle – J. Glauser – St. Würth (Hgg.), Verschränkung der Kulturen, S. 23-50; ders., in: L. Elmevik (Hg.), Språkhistoria och flerspråchighet, S. 63-78, nimmt zumindest eine starke Beeinflussung der ältesten Runenschrift im Zuge lateinisch-germanischer Sprach- und Kulturkontakte an. Auch W. Heizmann, Ms. S. 13, betont die lang anhaltenden Einflüsse der römischen Kultur auf den Norden und schließt dezidiert: „Aus diesen Überlegungen heraus neige ich zum Lateinischen als Ausgangsalphabet für die Runenschrift."

[8] Ms., S. 4-11.

einige Punkte unspezifisch, insofern sie jede Theorie der Runen betreffen. Einige Problempunkte scheinen mir indes für die Lehrbuchthesen der Entstehung der Runen – und für die lateinische These im besonderen – sehr nachteilig, wie ich weiter unten im Vergleich mit meiner eigenen Auffassung zeigen werde.

3. Weitere Auffassungen zur Entstehung der Runenschrift

Als eine weitere These zur Herleitung der Runenschrift lässt sich den von K. Düwel genannten diejenige hinzufügen, dass die Runenschrift ohne den Umweg über das griechische, etruskische oder lateinische Alphabet unmittelbar aus einem semitischen Alphabet entwickelt worden sei[9]. Diese These wird, sofern sie überhaupt erwähnt wird, in runologischen Überblicksdarstellungen stets sogleich verworfen. Dafür sind leicht zwei Gründe zu erkennen. Der erste ist, dass die vorgeschlagenen Varianten dieser These erhebliche Mängel aufweisen. Dafür zwei jüngere Beispiele.

J. Ch. Bang[10] versucht, die Runenschrift aus einem nicht näher bestimmten altsemitischen Alphabet des Gebiets zwischen Nil und Tigris herzuleiten, das angeblich einer 'älteren Generation' von Schreibsystemen angehört als das phönizische Alphabet, auf das die griechische Alphabetschrift zurückgeht:

> I shall attempt to show some remarkably clear *analogies in form, sound, and meaning* between the runes and documented (attested) writings prior to the Greek alphabet, more precisely from the Bronze and early Iron Age, localized to the cultural area between the Nile and the Tigris. ...The mature futhark comes from a different line of descent, and ... its traditional forerunners should be sought in older generations of writing and culture than the immediate forerunner of Greek.

Es gelingt J. Ch. Bang[11] aber nicht, eine genaue Quelle für die Runen zu bestimmen:

> I found signs looking exactly like runes in the tables of Semitic-Arabic writing signs from the Bronze Age and onwards. ... I do not identify a single writing dialect or a more precisely specified area as being the precise environment of the runes, ..., but I suggest the existence of a large, coherent environment where characteristics of the runes, in several relevant details and aspects, were very much present.

---

9 Ältere Versuche in dieser Richtung und ihre Kritiker sind bei H. Jensen, Die Schrift, S. 557, genannt.

10 Runes, S. 4, 5.

11 Ebenda, S. 6.

Was J. Ch. Bang seinen Lesern darüber hinaus ebenfalls schuldig bleibt, ist ein Vorschlag zur Beantwortung der Frage, wie ein solches runenähnliches Schreibsystem den Weg von der Nil-Tigris-Gegend nach Germanien gefunden habe[12].

J. Troeng[13] ist in beiden Hinsichten spezifischer als J. Ch. Bang: Er nennt als Quelle einen Ableger der phönizischen Schrift, die nabatäische, die nicht nur – was wohl auf alle semitischen Schriften zutrifft – die altsemitischen sprechenden Buchstabennamen[14] bewahrt, sondern auch gewisse Übereinstimmungen mit den Runen hinsichtlich der Form und des Lautwerts der Zeichen aufweist; und er verweist auf die Stationierung nabatäischer Bogenschützen am Limes bei Straubing seit den 20-er Jahren des 2. Jahrhunderts n. Chr., von denen er annimmt, dass sie bei der Reorganisation der dänischen Gesellschaft um 200 n. Chr. eine wichtige Rolle gespielt und dabei die Runenschrift eingeführt haben könnten. Dieser Vorschlag scheitert aber nun gerade an seiner Spezifizität, wie W. Heizmann[15] zeigt:

> An dieser These bleibt vieles im Unklaren. Offen bleibt der Impetus für diese intellektuelle Großtat, warum nur weniges aus der nabatäischen Schrift übernommen wurde, wenn es denn schon Nabatäer waren, die die Runen schufen und schließlich die zentrale Frage, ob sich denn der postulierte Einfluß der Nabatäer auf die Entwicklung Dänemarks tatsächlich konkreter erweisen läßt. Vorläufig scheint diese These wenig mehr als eine Chimäre zu sein, denn sowohl mit dem heute auf ca. 160 n. Chr. datierten Vimose-Kamm (RäF 26) als auch mit der Lanzenspitze von Øvre Stabu aus der 2. Hälfte des 2. Jhs. (RäF 31; Düwel 2003) befinden wir uns in einer Zeit, die deutlich vor dem propagierten nabatäischen Einfluß liegt.

Obwohl beide Vorschläge einiges Erklärende bei Problemen bieten können, die in den Lehrbuchauffassungen ungelöst bleiben, nämlich bei speziellen

---

12 Versuche, vorgeschichtliche Beziehungen Skandinaviens zum Nahen Osten nachzuweisen, gab es auch vor J. Ch. Bangs Schriften, zuletzt K. Aartun, Runer i kulturhistorisk sammenheng, der nicht nur die Runenschrift im Nahen Osten entstehen lässt, der vielmehr auch die Runeninschriften – selbst die skandinavischen des frühen Mittelalters – als semitisch auffasst und entsprechend deutet, wozu K. Braunmüller, in: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, S. 14f., das Nötige gesagt hat. J. Ch. Bangs Arbeit unterscheidet sich von solchen Versuchen dadurch, dass er für seine viel bescheidenere These des Ursprungs der Runenschrift in einem altsemitischen Alphabet zwei wichtige Argumente angibt, auf die ich zurückkomme.

13 Fornvännen 98 (2003) S. 289-304.

14 Das sind Buchstabennamen, die nicht nur wie griechisch ἄλφα, βῆτα usw. den Buchstaben bezeichnen, sondern darüber hinaus eine Bedeutung tragen wie hebräisch *'āleph* 'Rind', *bēth* 'Haus' usw.

15 Ms., S. 7, Anm. 26.

Zeichenformen und bei den sprechenden Buchstabennamen (worauf ich zurückkomme), so scheitern sie gleichwohl, nämlich am Problem der Vermittlung: Sie sind nicht in eine unabhängig vom Runenproblem begründete Theorie eines vorgeschichtlichen semitisch-germanischen Sprach- und Kulturkontakts eingebettet.

Der zweite Grund, aus dem Theorien eines unmittelbar semitischen Ursprungs der Runenschrift entweder gar nicht erwähnt oder aber sogleich verworfen werden, nämlich ohne dass man versuchte, Varianten zu entwickeln und zu prüfen, die die festgestellten Mängel nicht aufweisen, aber ansonsten den erkennbaren Erklärungswert behalten, ist die Prägung der Runologen durch ihre Ausbildung. So schreibt W. Heizmann[16] generell über die Bereitschaft der Runologen, sich auf Erklärungen der verschiedenen Aspekte der Runen einzulassen:

> Wie weit wir in diesem Zusammenhang unserer Imagination Raum geben, hängt dabei letztlich von unserer je eigenen Konditionierung ab. Wir alle sind nicht frei von bestimmten Denkmustern, die wir aufgrund unserer Veranlagung und sozialen Prägung durch Elternhaus, Schule, Universität etc. mit uns herumtragen, und auf die wir bei entsprechenden Gelegenheiten geradezu reflexartig immer wieder zurückgreifen. Solche spontanen Reaktionen lassen sich kaum vermeiden, doch wird es dann problematisch, wenn es dabei bleibt und der Reflex das Argument ersetzt.

Dem ist zuzustimmen.

II. Die These der Entwicklung der Runenschrift aus dem phönizischen Alphabet

Schon im 19. Jahrhundert haben Religionsgeschichtler in der germanischen Religion Züge festgestellt, die unzweifelhaft auf mediterrane, insbesondere altsemitische Vorbilder deuten, die sie aber darüber hinaus nicht erklären konnten, weil ihnen dazu ein plausibler Vermittlungsrahmen fehlte. Meine eigene Interpretation der Gottheiten der Vanen-Familie[17] sowie die etymologische Anbindung einiger Götternamen an die altsemitische, genauer: an die karthagische Religion[18] weisen in dieselbe Richtung. Zahlreiche etymologisch unerklärte germanische Wörter beweisen intensiven vorgeschicht-

---

16 Ms., S. 1.

17 Th. Vennemann, in: St. Eliasson – E. H. Jahr (eds.), Language and its Ecology, S. 451-476.

18 Th. Vennemann, in: G. Meiser – O. Hackstein (Hgg.), Sprachkontakt und Sprachwandel, S. 709-733.

lichen Sprachkontakt, und die Bedeutung eines Gutteils dieser offenbaren Lehnwörter lässt sich nur durch die Annahme der Entlehnung aus einem Superstrat erklären[19]. Für einige dieser Superstratentlehnungen sind seither semitische Etymologien gefunden worden[20], und Entsprechendes gilt für gewisse strukturale und kategoriale Besonderheiten des Germanischen im Vergleich mit dem Indogermanischen[21]. Alle diese Beobachtungen erklären sich am besten mit der Annahme, dass die Germania in ihrer Vorgeschichte längere Zeit unter karthagisch-phönizischer Vorherrschaft stand, und zwar am wahrscheinlichsten in der Zeit zwischen der Expedition des karthagischen Admirals Himilco, die dem Ziel galt, im atlantischen Norden neue Handelsrouten und Handelsplätze auszukundschaften und zu sichern[22], und dem Ende des Zweiten Punischen Krieges, durch den Karthago seine europäischen Kolonien verlor, also zwischen ca. 525 und 201 v. Chr.[23].

Im Rahmen dieser neuen Theorie über die frühe Germania bietet es sich an, auch über die Entstehung der germanischen Schrift erneut nachzudenken; denn diese Theorie legt die Annahme nahe, dass wie bei den Griechen, so auch bei den Germanen der phönizische Akkulturierungsprozess den Erwerb der Schriftlichkeit einschloss, dass also das phönizische Alphabet wie für die Schreibung der griechischen Sprache, so auch für die Schreibung der germanischen Sprache eingerichtet wurde[24]. Ich werde also im Folgenden zeigen, wo die Vorteile dieser Annahme liegen und dass diese nach meiner Einschätzung die Nachteile überwiegen. Denn selbstverständlich wird man im Skopus des Heizmannschen Zitats über Reflex und Argument die Qualität der phönizisch-karthagischen These nicht nach dem Gefühl entscheiden,

---

19 Th. Vennemann, in: H.-W. Eroms – B. Gajek – H. Kolb (Hgg.), Studia Linguistica et Philologica, S. 105-119.

20 Th. Vennemann, Sprachwissenschaft 25 (2000) S. 233-269; ders., Transactions of the Philological Society 104 (2006) S. 129-166.

21 Th. Vennnemann, in: K. Jones-Bley – A. Della Volpe – M. Robbins Dexter M. E. Huld (eds.), Proceedings of the Ninth Annual UCLA Indo-European Conference 1998, S. 1-68; R. Mailhammer, Sprachwissenschaft 31 (2006) S. 1-52; ders., The strong verbs of Germanic.

22 R. Hennig, Terrae incognitae, I, Kap. 13.

23 Th. Vennemann, in: I. Hyvärinen – P. Kallio – J. Korhonen (Hgg.), Etymologie, Entlehnungen und Entwicklungen, S. 439-457.

24 Die 'Orientalisierung' Griechenlands unter phönizischem Einfluss bei Berücksichtigung der Übernahme der Schrift ist in W. Burkert, The orientalizing revolution, ausführlich dargestellt und in W. Burkert, Die Griechen und der Orient, noch einmal knapp zusammengefasst.

sondern nach ihrer erklärenden Kraft: Wenn diese These mehr und wichtigere Probleme löst als etwa die lateinische, vielleicht sogar gerade diejenigen, die als die größten Mängel der lateinischen These gelten, weswegen ja auch eine Reihe von Forschern sie nicht akzeptiert, dann wird man die neue Theorie bevorzugen müssen, ganz unabhängig davon, wie man ansonsten im Heizmannschen Sinne 'konditioniert' ist.

Eine Eigenschaft der punischen These, die ähnlich nur die etruskische These aufweist, will ich gleich am Anfang nennen, da sie einigen Lesern als Mangel erscheinen könnte[25]. Es handelt sich um Punkt 9 des Heizmannschen Problem-Katalogs:

> Ungeklärt ist, welche Zeit zwischen der Schöpfung der Runenschrift und den ältesten Funden anzunehmen ist. Hier geisterten lange die ominösen 'schriftgeschichtlichen Erwägungen' durch die Forschung. Darunter ist die bis heute nirgends begründete Ansicht zu verstehen, daß zwischen der Erfindung einer Schrift und dem Auftreten ihrer ersten Schriftdokumente eine gewisse Zeit verstreicht. Letztlich ist das eine Art Freibrief, eine beliebige Zahl, die gerade ins eigene Konzept paßt, einzusetzen. Das können 50 Jahre sein, 100, 200 oder sogar 500. Insbesondere im letzten Fall zwingt dies zur Annahme eines gewaltigen fundleeren Zeitraums (und da hilft es auch nicht viel weiter, die Meldorf-Inschrift[26] als runisch anzuerkennen), der in der Forschung wohl zurecht wenig Anklang gefunden hat[27].

Mit dreieinhalb Jahrhunderten undokumentierter germanischer Schriftlichkeit liegt die punische These nahe dem ungünstigen Ende der Heizmannschen Latenzskala[28]. Selbst bin ich allerdings nicht so sicher, dass hier wirklich

---

25 Sowohl Klaus Düwel als auch Wilhelm Heizmann haben diese Eigenschaft im Gespräch beziehungsweise e-brieflich sofort als Einwand vorgebracht.

26 Aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., man vergleiche K. Düwel, Runenkunde, S. 23f. – Entschiedener schreibt dazu E. H. Antonsen, Runes, S. 95: „[The Meldorf fibula] is without doubt the oldest archaeologically-datable runic inscription yet found, but we have no reason to conclude that even this (as yet uninterpreted) inscription is close to the beginnings of runic writing."

27 W. Heizmann Ms., S. 10f.

28 Allerdings ist eine pauschale Feststellung wie diejenige E. Moltkes, Runes and their origin, S. 64, „For chronological reasons the runes cannot stem from the Phoenician alphabet", als Argument nicht zu gebrauchen: Das Phönizische wurde ab dem Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends verwendet, und zwar, als Punisch, bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert (J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, S. 2), gemäß extremer Auffassung möglicherweise bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts (M. O'Connor, in: P. T. Daniels – W. Bright (eds.), The world's writing systems, S. 89). Damit berührt sich die phönizische Zeit mit der Zeit der ältesten Runenfunde (Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.). Die Chronologie allein kann also nicht zur Ablehnung der phönizischen These führen.

ein Nachteil vorliegt. Mit dem Zusammenbruch des karthagischen Weltreiches entfiel in Germanien die hauptsächliche sozio-kulturelle Grundlage der Schriftlichkeit, so dass sich der Schriftgebrauch nur in marginalen Verwendungsbereichen hielt und dabei vermutlich einer durch die Praxis begründeten Verbindlichkeit verlustig ging[29]. In dieser dunklen Epoche könnten also gerade diejenigen Veränderungen stattgefunden haben, die sich schwer rekonstruieren lassen. So gesehen kann man die Zeitgleichheit des römischen Einflusses und des Beginns der runischen Inschriftenfunde geradezu als Nachteil der lateinischen These sehen, lässt sie doch keinen zeitlichen Spielraum für die dramatische Weg-Entwicklung der Runenschrift vom lateinischen Alphabet: Im ständigen Austausch zwischen lateinischer und germanischer Kultur und angesichts des unbezweifelbaren Vorbildcharakters der ersteren lässt sich der germanische Sonderweg zum älteren Fuþark nur schwer verstehen. W. Heizmann[30] betont die Intensität der Romanisierung der maßgeblichen Germanen:

> Es wäre dabei schon viel gewonnen, wenn wir uns darauf einigen könnten, daß die Konzeption der Runenschrift eine herausragende geistige Leistung darstellt, die den involvierten Personen große intellektuelle Fähigkeiten abverlangte. Wem wäre diese Aufgabe zuzutrauen, wer hätte die Möglichkeiten, sich die erforderlichen Kenntnisse anzueignen? Diese Frage führt auf einen Personenkreis, der längere Zeit in engstem Kontakt zur antiken Kultur lebte. Es sind dies germanische Geiseln und Germanen, die in römischen Diensten höhere militärische Ränge bekleideten. Beide Voraussetzungen können in einer Person zusammenfallen. Die Ausübung eines höheren militärischen Amtes erforderte im römischen Heer unverzichtbar Kenntnisse der lateinischen Sprache in Wort und Schrift. Die beste Voraussetzung dazu bot sich Personen, die schon in jungen Jahren mit Rom in Verbindung traten und in den Genuß von Schulbildung kamen. ... Dieser Personenkreis wurde mit militärischen, politischen, sozialen, ökonomischen und religiösen Strukturen konfrontiert, die alle bisherigen Vorstellungen sprengten: ein bis ins kleinste Detail straff durchorganisiertes Militärwesen, eine komplexe und systematisierte Rechtsordnung, ein ausgebildetes Währung[s]- und Wirtschaftssystem, Industrialisierung, Straßen- und Verkehrswesen, exotische Sitten, religiöse Praktiken und Kulte und nicht zuletzt die Schriftlichkeit mit enormen kommunikativen Möglichkeiten. Daß diese Erfahrungen tiefe Spuren hinterlassen haben und auf die gesellschaftlichen, künstlerischen und religiösen Vorstellungen der Germanen nachhaltig eingewirkt haben, wird man konzedieren müs-

---

[29] So schreibt zum Beispiel K. Braunmüller, Ms. 2005: „There are no indications that certain writing norms were generally obeyed nor that there existed any form of schooling in runic writing anywhere, which means that variation and non-standardized writing was the default case."

[30] Ms., S. 12.

sen. Aus diesen Überlegungen heraus neige ich zum Lateinischen als Ausgangsalphabet für die Runenschrift.

Der Autor scheint gar nicht zu merken, wie sehr er sich hier in einen Widerspruch verwickelt: Dieselben Germanen, die nach seiner Ansicht in römischen Diensten in Wort und Schrift perfekte Lateiner wurden, sollen, kaum heimgekehrt, die Formen mehrerer Buchstaben und wichtige Regeln der Verschriftlichung[31] vergessen und ihren Landsleuten ein vom Erlernten hochgradig abweichendes, dabei aber in sich wiederum 'nahezu perfektes' Alphabet beigebracht haben?[32] Wäre es nicht viel wahrscheinlicher, dass solche Leute die lateinischen Buchstaben und die Regeln der Verschriftlichung treu und genau auf das Germanische ihrer Heimat angewandt hätten, so wie es später die lateinisch gebildeten Geistlichen in ganz Mittel- und Nordeuropa taten? Man könnte meines Erachtens genau umgekehrt folgern, dass nicht die punische, sondern die lateinische These hinsichtlich dieses Punktes problematisch ist.

Nimmt man an, dass Runen ursprünglich auf Holz geritzt wurden, wofür ja nach allgemeiner Auffassung die Form der Zeichen – die Vermeidung von runden und horizontalen Linien – spricht, so erklärt sich die Fundleere der frühesten Runenzeit ohne Mühe, nämlich durch die Verderblichkeit des Materials im feuchten Norden. Auch in der Fundzeit selbst ist ja die Zahl der Funde anfänglich jämmerlich gering, wie W. Heizmann[33] uns im Problem-Punkt 7 vorrechnet:

> Eng verwandt [mit der Frage in Punkt 6, „inwieweit die erhaltene Überlieferung repräsentativ ist für die tatsächliche Verwendung von Runen"] ist die Frage, wie man sich das Verhältnis der geringen Zahl an erhaltenen Runeninschriften zur tatsächlichen Zahl der produzierten Inschriften vorzustellen hat. Daß das Bewahrte nicht alles sein kann, zeigen die jährlichen Neufunde. Rein statistisch gesehen kommt man bei etwa 360 erhaltenen Inschriften in einem Zeitraum von 550 Jahren auf einen Durchschnitt von 1,5 Inschriften pro Jahr. Schon allein die Vorstellung ist absurd. Derolez ist jedenfalls recht zu geben, daß auf diese Weise kein Schriftsystem auf Dauer überleben kann. ... Aus diesen hypothetischen Rechnereien ist aber immerhin soviel zu folgern, daß wir mit den 360 Inschriften wohl nur die äußerste Spitze eines Eisberges erfaßt haben. Wir dürfen daher von einer relativ hohen Verlustquote ausgehen. ...

---

31 Man vergleiche unten die Kapitel III.3.-6. und V.

32 Man vergleiche „'perfect fit' of the Fuþark", „near-perfect phonemic fit" (R. Derolez, in: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, S. 103-116).

33 Ms., S. 12.

Genau so sehe ich die Sache auch. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, dass die phönizischen Aktivitäten – so wie später die der Hanse – stets auf die Küstenregionen gerichtet waren[34], die gerade in der Kernregion der älteren Runenfunde seither durch das Ansteigen des Meeresspiegels und durch Sturmfluten zum großen Teil im Wasser versunken sind[35].

Man braucht aber das Problem des fundleeren Zeitraums zwischen der Entstehung der Runenschrift und den ältesten gefundenen Runeninschriften nicht durch allgemeine Überlegungen zu behandeln. E. H. Antonsen[36] stellt durch präzise linguistische Analysen fest, dass die älteste Runenschrift sowohl nach dem Bestand als auch nach der Verwendung der Runen nur für das Urgermanische, nicht für eine spätere germanische Sprachform geschaffen worden sein kann, und schreibt:

> „Runic writing arose during the Proto-Germanic period, that is, well before our earliest runic records. ... Runic writing itself must be considerably older than our oldest extant inscriptions."

Damit scheint mir die Frage der Entstehungszeit der Runenschrift und damit der Dauer des (bisher) fundleeren Zeitraums denn doch offener, als Heizmann uns anzunehmen nahelegt.

III. Vorteile der phönizisch-karthagischen These

Im Folgenden werde ich die erklärende Kraft der phönizisch-karthagischen These verdeutlichen, gegebenenfalls im Vergleich mit den Lehrbuchthesen, und oft unter Beiziehung von W. Heizmanns 10-Probleme-Katalog. Dabei verteile ich die Argumente folgendermaßen auf Abschnitte dieses Kapitels:

1. Das Problem der Vermittlung
2. Das Problem der akrophonen Benennung der Runen
3. Das Problem der Reihenfolge der Runen: der Anfang
4. Das Adaptationsproblem (d.i. die Frage der Strategien, nach denen die einzelnen Runen aus den Buchstaben des Geberalphabets hergeleitet wurden)

---

[34] Man vergleiche dazu unten Abschnitt III.1.

[35] Man vergleiche D. Meier, Die Nordseeküste, vor allem das Kapitel über historische Sturmfluten (S. 119-150).

[36] Runes, S. 47, 117.

5. Das Problem der Reihenfolge der Runen: die unmittelbare Fortsetzung
6. Die Herleitung der übrigen Runen

Im darauf folgenden Kapitel werde ich dann die Frage stellen, ob die Runenschrift vor oder nach der Ersten Lautverschiebung entstand. Im letzten Kapitel trage ich schließlich solche Argumente für die Übernahme der germanischen Runenschrift unmittelbar von den Phöniziern bei, die nicht auf dem Vergleich der beiden Zeicheninventare, sondern auf einem Vergleich bestimmter Aspekte der phönizischen und der germanisch-runischen Schreibpraxis beruhen.

1. Das Problem der Vermittlung

Dieses Problem besteht darin, dass sich alphabetische Schreibsysteme kurz nach der Zeitenwende nur im Mittelmeerraum und eben im alten Germanien, das heißt, den Regionen zwischen Nord- und Ostsee, finden, nicht in den Gebieten dazwischen. Die Theorie des phönizischen Ursprungs der Runenschrift bettet die Entstehung der Runen in die unabhängig vom Problem der Runen entwickelte Theorie der karthagischen Kolonisierung Germaniens ein und löst damit zugleich das Vermittlungsproblem: Der phönizische Einfluss, der sich, getragen durch die zu ihrer Zeit weltbesten Flotten, am Atlantik vom marokkanischen Lixus aus nach Süden und vom spanischen Cádiz aus nach Norden erstreckte, beeinflusste seiner Natur gemäß hauptsächlich die Küstenregionen. Was G. E. Markoe[37] über die phönizischen Städte der Mittelmeerküsten sagt, dürfte mutatis mutandis ebenso für die phönizischen Handelsstützpunkte des Nordens gelten:

> Ob Handelsposten, Industriestädte oder urbane Zentren, fast alle Phönizierstädte im Kernland oder im Ausland wiesen einige gemeinsame Merkmale auf. Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich um kompakte, geographisch definierte Niederlassungen an oder in der Nähe der Küste, an mit dem Schiff gut zugänglichen und leicht zu verteidigenden Orten. Bevorzugte Positionen waren der Küste vorgelagerte Inseln, Halbinseln und Landzungen. Als Handelsstädte lagen fast alle in der Nähe von geschützten Ankerplätzen, entweder an Buchten, Naturhäfen, Lagunen oder Flussmündungen. ... Die Siedlungen im Ausland orientierten sich an einem Zugang zum Hinterland mit reichen Rohstoffvorkommen.

---

[37] Die Phönizier, S. 67.

Diese Rohstoffvorkommen waren auf der Iberischen Halbinsel und den Keltischen Inseln vor allem Metalle, Erze und Mineralien. In Germanien waren es solche Stoffe, mit denen unter anderem für Metalle bezahlt wurde: 1. Bernstein, 2. archäologisch schwer nachzuweisende verderbliche Güter wie (a) landwirtschaftliche Produkte, (b) Produkte der Sammelwirtschaft, zum Beispiel Honig und Harz, (c) Menschen, vor allem Sklaven, vielleicht auch Handwerker, (d) Salz[38]. Hinzuzufügen ist meines Erachtens (e) Klippfisch, gesalzener und getrockneter Kabeljau, der im Gegensatz zu Stockfisch nicht stinkt und deswegen für den Transport geeignet ist. Noch heute ist Norwegen zusammen mit Portugal und Spanien führend in der Klippfischproduktion[39]. Zum atlantikbasierten Handel und zum Fischhandel im Besonderen schreibt G. E. Markoe[40]:

> Im fernen Westen kontrollierte das punische Cádiz ein intensives Wirtschaftsimperium, dessen Zentrum an den Atlantikküsten nördlich und südlich von Gibraltar lag. Mithilfe einer großen Handelsflotte exportierte die Stadt Fisch und andere Waren nach Korinth und in weite Gebiete der Ägäis.

Über die Seefahrt Nordeuropas in der Bronzezeit und frühen Eisenzeit unterrichtet das Kapitel 'Wichtigstes Bindeglied zwischen den Kulturen Nordeuropas: Die Seefahrt' in F. Lüth et al.[41]. So heißt es dort schon über den Beginn dieser Periode: „Für die Bronzezeit (etwa 2000-700 v. Chr.) gilt, dass parallele Entwicklungen beiderseits der Nordsee auf mehr oder weniger regelmäßige Kontakte hindeuten." Jedenfalls wurden an den Nordseeküsten mehrere bronzezeitliche Schiffe ausgegraben[42]. Und zu zwei vor der türkischen Küste gefundenen Schiffen aus der Zeit um 1400 beziehungsweise 1200 v. Chr., die mit Bronze- und Zinnbarren beladen waren, liest man dort: „Beide Ladungen passen in das Gefüge der damals bereits hoch entwickelten Kulturen und Zivilisationen rund um das Mittelmeer. Dasselbe

---

[38] Man vergleiche J.-P. Schmidt, in: H. Jöns – F. Lüth (Hgg.), Mythos und Magie, S. 90-93.

[39] Man vergleiche zu Klippfisch www.lebensmittellexikon.de/k0000660.php (30. Juli 2006). Fisch und Salz waren auch die Grundlage für Garum, eine aus vergorenem Fisch bereitete Sauce, die von den Römern und darüber hinaus von allen Mittelmeervölkern des Altertums als Gewürz benutzt wurde; „today one can still see a garum factory at the site of Baelo Claudia, in Spain", vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Garum (30. Juli 2006).

[40] Die Phönizier, S. 192.

[41] Tauchgang in die Vergangenheit, S. 43-67.

[42] Ebenda, S. 45-48.

Austauschnetz ersteckte sich – zwar mit geringerer Intensität – auch nach Mittel- und Nordeuropa"[43]. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass dieses Austauschnetz in den karthagischen Jahrhunderten – vor dem Zusammenbruch des Reiches – weniger dicht war.

Die Entstehung der Runen im Nordostseeraum, vermutlich in Dänemark, wo die meisten Inschriften im älteren Fuþark gefunden wurden, ist für die traditionellen Theorien ein ungelöstes Problem; eher würde man dieses Ereignis weiter südlich, näher den Regionen der gemutmaßten Geberalphabete erwarten. Insbesondere die lateinische These kann nicht erklären, warum die Runen nicht am Limes entstanden sind, wo die Kontakte doch vermutlich stärker waren als im fernen Dänemark. Für die phönizische These ist es genau umgekehrt: Phönizischer Einfluss auf die frühen Germanen muss in erster Linie im Nordostseegebiet stattgefunden haben; eine Entstehung der Runen in Kontinentalgermanien wäre mit der Theorie der karthagischen Kolonisierung des Nordens nicht verträglich.

2. Das Problem der akrophonen Benennung der Runen

Die einzelnen Runen sind bekanntermaßen nach dem akrophonischen Prinzip benannt, das heißt, mit germanischen sprechenden Namen, deren Anlaut dem Lautwert der so benannten Rune entspricht. So heißt zum Beispiel die erste Rune *+fehu* 'Vieh', da diese Rune den Lautwert [f] hat und [f] auch der Anlaut des Wortes *+fehu* ist. Der Grund für diese Benennung, also zum Beispiel warum ausgerechnet *+fehu* für die Rune mit dem Lautwert [f] gewählt wurde, gilt als unerklärt. In W. Heizmanns[44] Problem-Katalog ist dies Punkt 4:

> Ob die Runennamen von Anfang an zur Runenschrift gehörten, kann letztlich nicht sicher geklärt werden, denn es gibt dafür keine authentische Überlieferung. Sie sind erst in relativ später Manuskriptüberlieferung seit dem 8. Jh. bezeugt. Die Übereinstimmungen zwischen den altenglischen, altnordischen und vielleicht auch den gotischen Zeugnissen sprechen jedoch am ehesten für die Annahme, daß es sich hierbei um einen alten Zug der Runenschrift handelt. Für die ältere, wenn gleich nicht die älteste Zeit kann die Verwendung von Begriffsrunen einstehen, auch wenn bisher nur wenige sichere Zeugnisse vorliegen. So oder so erhebt sich nicht nur die Frage, weshalb Runen gerade mit den überlieferten Namen gekoppelt wurden, ob dahinter vielleicht ein bestimmtes Konzept steckt, wie des öfteren vermutet wurde, sondern

---

[43] F. Lüth et al., Tauchgang, S. 44.

[44] Ms., S. 5f.

> noch viel grundsätzlicher, woher überhaupt die Idee kam, Schriftzeichen mit Namen zu versehen. ...

Dies ist für die traditionellen Auffassungen in der Tat ein Problem: Im Rahmen der griechischen, lateinischen und etruskischen Thesen ist unverständlich, warum die Germanen das Akrophonieprinzip angewendet haben. Denn bereits die Griechen hatten dieses Prinzip aufgegeben, als sie die phönizischen Buchstabenbezeichnungen[45], die zumindest zum Teil erkennbar akrophonisch begründet waren, im Wesentlichen in ihrer phönizischen Gestalt als appellativisch nicht deutbare Buchstabennamen verwendeten; so haben sie den phönizischen Namen *'Āleph* 'Rind' des ersten Buchstabens, den mit dem Lautwert [ʔ], den sie als Buchstaben mit dem Lautwert [a] auffassten, nicht etwa durch ein griechisches Wort ersetzt, das mit [a] beginnt, sondern sie haben das semitische Wort *'Āleph*, im Hebräischen [ʔālef], im Phönizischen vermutlich [ʔālep^{h}], ohne Berücksichtigung seiner Bedeutung 'Rind' einfach als Namen für den Buchstaben *A* übernommen. Die Lateiner sind noch einen Schritt weiter gegangen und haben sogar die phönizisch-griechischen Namen der Buchstaben aufgegeben und den Lautwert der Buchstaben selbst zum Namen der Buchstaben gemacht; während A [a] bei den Griechen immerhin noch ἄλφα hieß, worin man klar das mutmaßliche phönizische [ʔālep^{h}] erkennt, hieß im Lateinischen der Buchstabe einfach *A* [a]; und so bei den Völkern, die das lateinische ABC übernommen haben, gleich ob sie es *ABC* oder *Alphabet* nennen. Vom etruskischen Alphabet, das sich von einem griechischen Alphabet herleitet, kennen wir die Reihenfolge und den ungefähren Lautwert der Buchstaben, aber nicht ihre Namen; da es sich aber um einen Ableger des griechischen Alphabets handelt, ist nicht anzunehmen, dass die etruskischen Buchstaben akrophonisch benannt waren.

Die Frage ist also: Woher kannten die Germanen das akrophonische Prinzip? Dass sie, ein Barbarenvolk, es selbst erfunden hätten, ist nicht wahrscheinlich. In der Standardliteratur zu den Runen wird die Akrophonie

---

[45] Die phönizischen Buchstabennamen selbst sind unbekannt, doch nimmt man mit Recht an, dass sie den hebräischen wegen der dialektalen Nähe der beiden Sprachen sehr ähnlich waren. Man setzt also die hebräischen Buchstabenbezeichnungen für sie ein. Die von den phönizischen Namen herzuleitenden griechischen Namen – etwa *Alpha* für *'Āleph* – beweisen die Richtigkeit dieser prinzipiellen Gleichsetzung.

natürlich erwähnt und mit Namenlisten illustriert[46]. Doch finde ich dort keine Hinweise darauf, dass hierin ein Problem erkannt worden wäre[47]. K. Braunmüller[48] behandelt das Thema der Akrophonie unter dem Stichwort 'Begriffsrunen':

> Auffallend bei den sog. Begriffsrunen ist jedenfalls, daß es sich (1) in allen Fällen um Substantive und in keinem Fall um Verben oder Adjektive handelt, und daß es sich (2) um Begriffe aus naheliegenden Bereichen des Alltags wie 'Vieh', 'Auerochse', 'Pferd' oder 'Hagel', 'Eis', 'Sonne' oder 'Besitz' und '(gutes) Jahr' handelt. Diese These von der mnemotechnischen Lesart im Sinne eines Buchstabieralphabets wie z.B. [deutsch] *A* wie *Anton*, *B* wie *Berta* und *C* wie *Cäsar* etc. wird, wie ein Blick auf das Erziehungssystem in der klassischen römischen Antike zeigt, voll gedeckt. Dort wurden die Kinder zunächst einmal mit den Abkürzungen, den *notae* [!], den Buchstaben vertraut gemacht. Die Kinder lernten also: *P* wie *Publius*, *Q* wie *Quintus* oder *T* wie *Titus*.

Die Anwendung eines solchen Verfahrens mag in der Tat die Namen derjenigen Runen erklären, die nach dem phonetisch-akrophonischen Prinzip (sieh unten Abschnitt 4) adaptiert wurden und deren Namen auch nach zahlreichen Deutungsversuchen der Runologen immer noch als beliebige Zuordnungen erscheinen. Es erklärt aber nicht die Übereinstimmung der Begriffe bei den nach dem semantisch-akrophonischen Prinzip (ibid.) adaptierten Runen (man vergleiche dazu den folgenden Abschnitt). Dass sich unter solchen Merk- oder Übungswörtern oft Substantive aus naheliegenden Bereichen des Alltags befinden, dürfte einer universellen Tendenz entsprechen, so dass im Einzelfall die Frage, ob schöpferische Erfindung oder aber Entlehnung aus einem anderen Kulturkreis vorliege, schwierig zu entscheiden sein kann[49].

---

46 Zum Beispiel K. Düwel, Runenkunde, S. 7f., 198f., dem ich in der Verwendung der Runennamen folge, und R. I. Page, An introduction to English runes, Kap. 5.

47 Auch bei R. Derolez, in: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, S. 109, findet sich nur die Andeutung, dass die germanische Akrophonie etwas mit dem initialen Wortakzent des Germanischen zu tun haben könne. Ein Vergleich mit den semitischen Alphabeten zeigt, dass dies die Sache nicht erklärt; denn diese benutzen das Akrophonieprinzip, obwohl die semitischen Sprachen keinen Initialakzent haben. /e.

48 In: K. Düwel (Hg.), Runeninschrifen, S. 9.

49 So schreibt mir Lutz Edzard: „In der griechischen Grammatiktheorie (Dionysios Thrax) sind die Paradebeispiele für Substantive 'Mensch' und 'Pferd' [vgl. *+mannaz*-Rune und *+ehwaz*-Rune, unten Abschnitt 6.14., 6.13.]. Genau diese beiden Begriffe tauchen auch in der ältesten arabischen Grammatik, dem *Kitaab Siibawayhi* als Beispiele für Nomina auf, ohne daß es sich dabei um Übersetzungsliteratur (via das Syrisch-Aramäische) handelte. Die Geister scheiden sich bis heute daran, ob dies Zufall sei (und die arabische Grammatikschreibung damit völlig autochthon sei) oder aber Reflex von kulturellem Ein-

Die richtige Verbindung bezüglich des akrophonischen Prinzips stellt W. Heizmann[50] in Punkt 4 seines Problem-Katalogs her, im unmittelbaren Anschluss an die oben zitierte indirekte Frage, „woher überhaupt die Idee kam, Schriftzeichen mit Namen zu versehen":

> Das könnte ein völlig eigenständiger und unabhängiger Einfall gewesen sein. Andererseits kommt man nicht darum herum, daß die Verbindung von Zeichen und bedeutungstragendem Namen bereits am Beginn der Alphabetgeschichte auftritt [gemeint ist offenbar: beim phönizischen Alphabet, T.V.][51]. Das Griechische zeigt dagegen eine sekundäre, reduzierte Stufe, da die einzelnen Zeichen zwar Namen tragen, diese jedoch über die Benennung des jeweiligen Buchstabens hinaus keine appellativische Bedeutung besitzen.

Hieran schließt sich bei W. Heizmann der folgende bemerkenswerte Satz:

> Die Runen aber unmittelbar auf die phönikische Schrift zurückzuführen, wird heute mit Recht niemand mehr wagen.

Und dies, nachdem er unmittelbar zuvor festgestellt hat, dass neben den Runen gerade die Buchstaben der phönizischen Schrift akrophonisch benannt sind! Angesichts dieser Übereinstimmung scheint mir die unmittelbare Zurückführung der Runen auf das phönizische Alphabet weniger ein Wagnis als vielmehr das Nächstliegende[52]. Von den vier in Rede stehenden Thesen zur Entstehung der Runenschrift erklärt nur die phönizisch-karthagische These das Akrophonie-Prinzip der Runenschrift.

3. Das Problem der Reihenfolge der Runen: der Anfang

Die Reihenfolge der Runen ist ein ungelöstes Problem. Hierzu schreibt W. Heizmann[53] in Punkt 2 seines Problem-Katalogs:

> Zu fragen ist, ob die eigentümliche Anordnung der Runen zur Fuþark-Reihe, die zuerst Anfang des 5. Jhs. in der Kylver-Inschrift belegt ist, von Beginn an zur

---

fluß. In diesem Fall, meine ich, trifft das Letztere zu."

50 Ms., S. 6.

51 Allerdings haben auch die Semiten das Akrophonieprinzip wohl nicht selbst erfunden, sondern von den Ägyptern erlernt, bei denen es sich aus ihrer ursprünglichen Logographie auf natürliche Weise entwickelte; man vergleiche H. Jensen, Die Schrift, S. 46, 250.

52 Bei J. Ch. Bang, Runes, ist die akrophonische Benennung der Runen mit sprechenden Namen eins von zwei guten Argumenten, die er für seine Herleitung der Runen unmittelbar aus einem semitischen Alphabet ins Feld führt. Wie schon gezeigt, ist sein Vorschlag darüber hinaus leider zu unspezifisch, um brauchbar zu sein.

53 Ms., S. 5.

Runenschrift gehörte, oder ob diese in einer späteren Entwicklungsstufe aufkam. Immerhin ist aber bemerkenswert, daß wir fast zeitgleiche Belege mit großer geographischer Streuung besitzen, so daß wir auf jeden Fall hinter die ältesten Zeugnisse zurückgehen müssen.

Diese Reihenfolge stimmt mit keinem der jemals erwogenen Geberalphabete überein, so dass insbesondere auch die phönizisch-karthagische These hierfür keine komplette Lösung anbietet. Doch erlaubt es die phönizische These – und nur diese unter den vier hier in Rede stehenden Auffassungen – immerhin, den Anfang der Runenreihe zu erklären, nämlich als einen Rest der ursprünglichen Anordnung der Runen gemäß ihrer Gewinnung aus der phönizischen Konsonantenschrift.

Was offenbar in der traditionellen Runologie keine Beachtung gefunden hat, das ist die Semantik der Akrophonie des Anfangs: Warum beginnt die Runenreihe mit der *+fehu*-Rune? Warum beginnt sie nicht mit einem der anderen mehrere hundert Nomina des Germanischen? Und wenn denn die erste Rune den /f/-Laut zu repräsentieren hatte, was ja selbst erklärungsbedürftig ist: Warum beginnt sie nicht mit einem anderen der über hundert germanischen Nomina mit dem Anlaut /f-/?

Auf diese Frage gibt es nur eine plausible Antwort: Die Reihe der Runen beginnt mit einer Rune, deren Name 'Vieh' bedeutet, weil die semitischen Alphabete mit einem Buchstaben beginnen, dessen Name dem Sinne nach 'Vieh' bedeutet, eben mit *'Āleph* 'Rind'[54]. Dieses Argument erscheint mir von erheblicher Beweiskraft: Die phönizische These erklärt diese Übereinstimmung, die drei Lehrbuchthesen nicht. Wir haben also allen Grund zu versuchen, auf diesem Wege, der Ausschöpfung des Potentials der akrophonen Schriftzeichenbenennung, noch ein Stück weiterzukommen.

---

[54] Diese Übereinstimmung in der Bedeutung des ersten Buchstaben- beziehungsweise Runennamens, die eigentlich jeden Schriftkundler, der sich mit der Frage der Entstehung der Runen befasst, verblüffen muss, finde ich weder bei K. Düwel, Runenkunde, R. I. Page, An introduction to English runes, E. H. Antonsen, Runes, und S. Nowak, Schrift, noch auch bei W. Heizmann, Ms., erwähnt. Es ist das zweite Argument, das J. Ch. Bang, Runes, zugunsten seiner Herleitung der Runen unmittelbar aus einem semitischen Alphabet ins Feld führt. Soweit ich sehe, ist er der erste und der einzige, der diese Übereinstimmung zu nutzen versuchte.

4. Das Adaptationsproblem

Die semantische Übereinstimmung erklärt den ersten Platz der *+fehu*-Rune; sie erklärt aber nicht ihre Gestalt[55]. Hier verbucht die lateinische These sicherlich einen Punkt für sich; denn diese Rune (man vergleiche Abbildung 1) hat eine offensichtliche Ähnlichkeit mit dem lateinischen F. Doch ist diese Ähnlichkeit nicht besonders groß. Denn warum setzen bei der Rune die beiden Zweige in der Mitte des Stabes an? Genau dies erklärt die phönizische These: Im phönizischen Alphabet hat das erste Konsonantenzeichen, 'Āleph, genau diese Eigenschaft. Dies zeigt jedes Vorkommnis in der Inschrift der Abbildung 2.a. Es erscheint dort in jeder Zeile, zum Beispiel gleich als erster Buchstabe der ersten Zeile und als zehnter Buchstabe der zweiten Zeile (jeweils von rechts nach links lesend). In der Herleitung in Abbildung 3 verwende ich das 'Āleph-Exemplar aus der zweiten Zeile der Inschrift.

---

55 J. Ch. Bang, Runes, S. 9, schreibt hierzu: „The f-rune depended on the forerunner sign ALFA-ALEF and was completely independent of the Roman-Latin F". Damit stimme ich überein. Ansonsten aber stößt er hier auf Schwierigkeiten, die zu überwinden ihm nicht gelingt. Das zeigt der vorangehenden Satz: „The phonetic value of the f-rune is compatible with the phonetics of the name of the forerunner sign ALFA-ALEF." Sein Irrtum wird besonders deutlich auf der Vorseite, wo er diese Gedanken einführt: Dort notiert er *+fehu* als *FÆ* 'cattle' und schreibt: „Perhaps FÆ was developed from AL'PHÆ with the removal of the first syllable that perhaps was unstressed and considered as being a prefixal morpheme *al-*." J. Ch. Bang scheint daneben auch die Ähnlichkeit der *+fehu*-Rune mit dem ersten Buchstaben einiger semitischer Alphabete bemerkt zu haben; doch macht er von dieser Beobachtung keinen Gebrauch, wie die hier zitierten, seinen Abschnitt über die *+fehu*-Rune schließenden Bemerkungen beweisen; und auch in seiner Deutung der folgenden Runen macht er von dieser Beobachtung keinen Gebrauch.

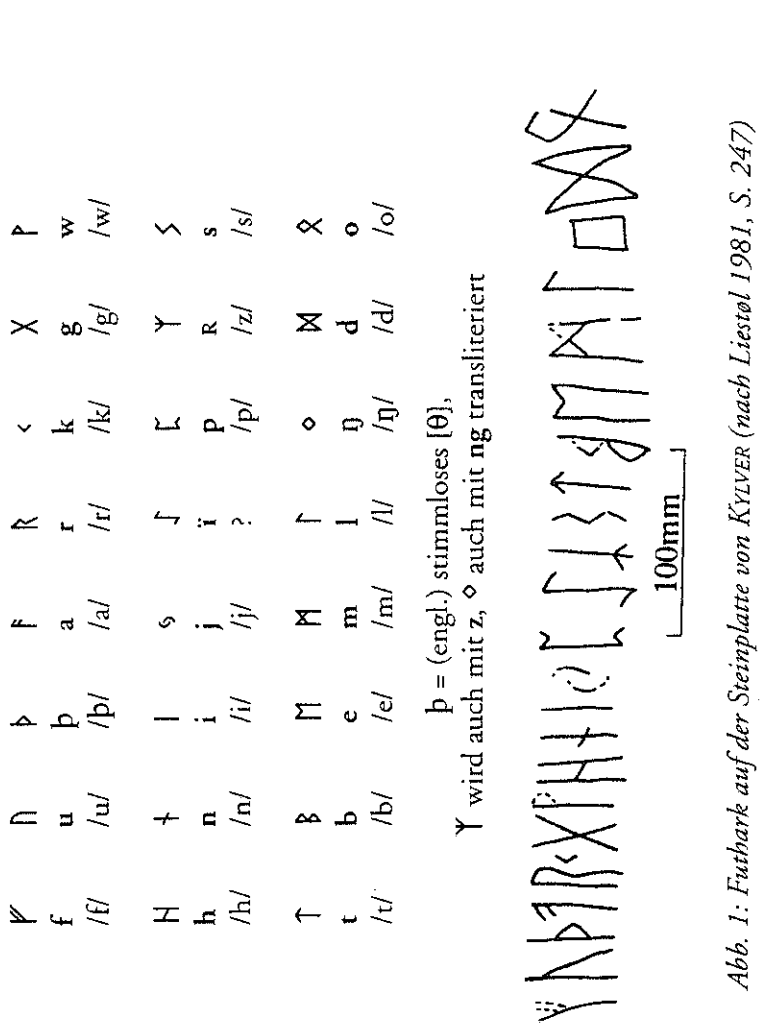

Abb. 1: Futhark auf der Steinplatte von Kylver *(nach Liestøl 1981, S. 247)*

Abbildung 1: Das ältere Runenalphabet[56]

[56] Aus K. Düwel, Runenkunde, S. 2.

Phönik.	Lautwert (phön.)	Pun. Kursive
𐤀	ʾ	𐤀 𐤀
𐤂	g	𐤂 𐤂
𐤁	b	𐤁 𐤁
𐤃	d	𐤃 𐤃 𐤃
𐤄	h	𐤄 𐤄 𐤄
𐤅(𐤉)	w	𐤅 𐤅 𐤅
𐤆	z	𐤆 𐤆
𐤇	ḥ	𐤇 𐤇 𐤇
𐤈	ṭ	𐤈 𐤈 𐤈
𐤉	j	𐤉 𐤉 𐤉
𐤊	k	𐤊 𐤊 𐤊
𐤋	l	𐤋 𐤋 𐤋
𐤌	m	𐤌 𐤌 𐤌
𐤍	n	𐤍 𐤍 𐤍
𐤎	s	(𐤎)
𐤏	ʿ	𐤏 𐤏 ·
𐤐	p	𐤐 𐤐
𐤑	ṣ	𐤑 𐤑 𐤑
𐤒 𐤒	q	𐤒 𐤒 𐤒
𐤓	r	𐤓 𐤓
𐤔	š	𐤔 𐤔 𐤔
𐤕 𐤕	t	𐤕 𐤕 𐤕

Abbildung 2.c: Das phönizische Alphabet und punische Kursivbuchstaben[59]

[59] Aus H. Jensen, Die Schrift, S. 282.

(Zeichen im Phönizischen)

[ʔ] (Lautwert im Phönizischen)

↓

'āleph 'Rind' (nach dem Akrophonieprinzip)

↓

⁺*fehu* 'Vieh' (nach dem Übersetzungsprinzip)

↓

[f] (nach dem Akrophonieprinzip dargestellter Laut)

(Zeichen im Germanischen

Abbildung 3: Gewinnung der ⁺*fehu*-Rune aus dem 'Āleph-Buchstaben

Die in Abbildung 3 angesetzte Gestalt des phönizischen 'Ālephs ist nicht die einzig mögliche; sie ist aber typisch und findet sich insbesondere in der Schreibung des Punischen der Hauptstadt Karthago in der für Einflüsse auf das Germanische in Betracht kommenden Zeit, wie man in der 'Schrifttafel IV Punisch' in J. Friedrich – W. Röllig[60] besonders gut erkennen kann, man vergleiche den Ausschnitt in Abbildung 4.

[60] Phönizisch-punische Grammatik, S. 277.

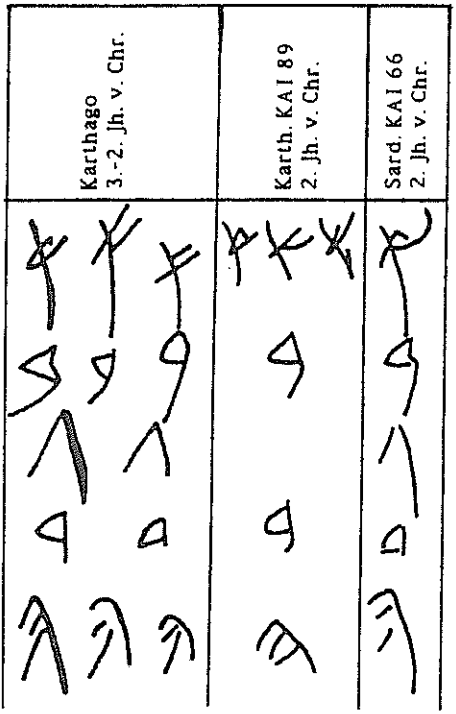

Abbildung 4: Punisches 'Āleph nebst (von oben nach unten weiterschreitend) Bēth, Gīmel, Dāleth und Hē

Die bei der Herleitung der *+fehu*-Rune aus dem 'Āleph-Buchstaben eingesetzte Adaptationsstrategie verdient hervorgehoben zu werden. Da in den traditionellen Thesen zur Entstehung der Runen die meisten Runen über ihren Lautwert mit Buchstaben des lateinischen, etruskischen oder griechischen Alphabets verbunden wurden, hat sich in der Runologie die Erwartung eingestellt, dass dies stets so sei, und Alternativen sind nicht erwogen worden. Auch für die phönizische These erweist sich diese Lautwert-Strategie in den weitaus meisten Fällen als die tatsächlich angewandte. Aber gerade beim ersten Konsonantenzeichen war diese Strategie nicht anwendbar, weil es zum Lautwert von 'Āleph, dem Kehlkopfverschlusslaut [ʔ], der im Phönizischen ein konsonantisches Phonem, /ʔ/, war, im Germanischen

kein phonematisches Gegenstück gab. Die Schöpfer der Runenschrift setzten deshalb die alternative Strategie ein, den Weg über die Bedeutung des Buchstabennamens, und sahen es vermutlich als Erfolg an, dass sie auf diese Weise ein Konsonantenzeichen – eben für das germanische Phonem /f/ – erhielten, das anders aus der phönizischen Vorlage gar nicht zu gewinnen war (man vergleiche Abbildung 5); denn wie das Germanische kein Phonem /ŋ/ besaß, so besaß das Phönizische kein Phonem /f/[61].

Gemeingerm. Runen		Nordische (jüngere) Runen			
Runen	Lautwert	Dän. Runen 9.–11. Jh.	Schwed.-norweg. Runen 9.–10. Jh.	Lautwert	Namen
ᚠ	*f*	ᚠ	ᚠ	*f*	*fê*
ᚢ ᚡ	*u*	ᚢ	ᚢ ᚡ	*u, o, w*	*ūr*
ᚦ ᚧ	*þ*	ᚦ	ᚦ	*þ, ð*	*þurs*
ᚨ	*a*	ᚬ	ᚭ	*q, ȧ*	*ā̧ss*
ᚱ ᚲ	*r*	ᚱ	ᚱ	*r*	*reið*
ᚴ ᚵ ᚶ	*k*	ᚴ	ᚴ	*k, g, ng*	*kaun*

Abbildung 5: Die ersten sechs Runen[62]

61 Anders als das Hebräische, die dem Phönizischen nächst-verwandte Sprache, besaß das Phönizische auch kein [f]-Allophon des Phonems /p/. Erst im Spätpunischen gibt es Anzeichen für eine Frikativierung der stimmlosen (im Phönizischen aspirierten) Plosive, man vergleiche J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 37; Ch. R. Krahmalkov, A Phoenician-Punic grammar, S. 24.

62 Aus H. Jensen, Die Schrift, S. 543.

Diese Strategie zur Gewinnung von Runen aus dem phönizischen Alphabet kann man das *semantisch-akrophonische Prinzip* nennen:

Erstes Adaptationsprinzip für die Schaffung der Runenschrift: Das semantisch-akrophonische Prinzip

Übernimm den phönizischen Buchstaben, übersetze seinen phönizischen Namen ins Germanische[63] und ordne dem Buchstaben auf der germanischen Seite (d.i. der Rune) als Lautwert den Anfangslaut dieses germanischen Namens zu[64].

Die Adaptationstechnik nach dem semantisch-akrophonischen Prinzip findet sich nicht nur bei den Germanen. Genau so sind offenbar die Semiten bei der Adaptation ägyptischer hieroglyphischer Zeichen in den Sinai-Inschriften verfahren, wie man bei H. Jensen[65] lesen kann:

> Der Name des durch die ägyptische Hieroglyphe bezeichneten Objekts wurde ins Semitische übersetzt, und das semitische Wort gab dann nach dem akrophonischen Prinzip den neuen Buchstabenwert des Zeichens her. ... So wurde das ägyptische Zeichen für 'Haus' (*p-r*), [Kasten-Zeichen für Haus hier ausgelassen, T.V.], das in den Sinai-Inschriften als [drei ähnliche Zeichen] u.ä. erscheint, als *bēt* (*bait*) ins Semitische übersetzt und als Buchstabe für *b* verwendet; das ägyptische Zeichen für 'Auge' (*j-r-t* [Augen-Zeichen], das in der gleichen Form oder als [vereinfachtes Augen-Zeichen] in der Sinai-Schrift vorkommt, lautet semitisch *'a(j)in* und ergab das Buchstabenzeichen für den Kehllaut ʿ [das ist ʕ, T.V.] usw.

Dass die Germanen diese Methode gerade am Anfang des Alphabets anwandten, habe ich bereits erklärt. Daneben aber und hauptsächlich bedienten sie sich der Methode, mit dem Zeichen nach Möglichkeit zugleich den Lautwert zu übernehmen.

Zweites Adaptationsprinzip für die Schaffung der Runenschrift: Das phonetisch-akrophonische Prinzip

Übernimm den phönizischen Buchstaben mitsamt seinem Lautwert[66] und ordne dem Buchstaben auf der germanischen Seite (d.i. der Rune) nach dem akrophonischen Prinzip ein germanisches Wort als Namen zu[67].

---

63 Dies ist der semantische Teil des Prinzips.

64 Letzteres ist der akrophonische Teil des Prinzips.

65 Die Schrift, S. 253.

66 Dies ist der phonetische Teil des Prinzips.

67 Dies ist der akrophonische Teil des Prinzips, angewandt in der umgekehrten Richtung.

Dies ist die Methode, die auch die Griechen anwandten, die allerdings die phönizischen Namen mitübernahmen, statt den so gewonnenen Buchstaben nach dem akrophonischen Prinzip aus der eigenen Sprache sprechende Namen zuzuweisen. Die Germanen haben bis Dāleth das semantisch-akrophonische Prinzip angewandt, wie ich unten zu zeigen versuche, danach das phonetisch-akrophonische Prinzip.

Dies wirft die Frage auf: Wieso haben die Runenschöpfer nicht über Dāleth hinaus am semantisch-akrophonische Prinzip festgehalten? Um diese Frage beantworten zu können, muss man beachten, dass die appellativische Bedeutung nicht bei allen phönizischen Buchstabennamen mehr erkennbar war. Dazu schreibt H. Jensen[68]:

> Sicher deutbar sind wohl nur die folgenden Namen: *'āleph* = Rind, *bēth* = Haus, *dāleth* = Türflügel, *zayin* = Waffe, *wāw* = Haken, Nagel, *jōdh* = Hand, *kaph* = Handfläche, *mēm* = Wasser, *nūn* = Fisch, (*nahās* = Schlange), *'ayin* = Auge, *pē* = Mund, *rēš* = Kopf, *šīn* = Zahn, *tāw* = Zeichen. Nicht sicher festzustellen sind dagegen die Bedeutung von *gīmel* (Kamel?), *hē* (Gitterfenster?), *ḥēth* (Zaun?), *ṭēth* (Windung? Schlauch? Ballen?), *lāmedh* (Ochsenstachel?), *sāmekh* (Stütze? Fisch?), *ṣādhē* (Fischerhaken? Treppe?), *qōph* (Hinterkopf? Affe?). Die Möglichkeit, daß in diesen Fällen [nicht ägyptische, sondern] kretische Wörter (oder deren Verstümmelungen) vorliegen, ist ... schon erwähnt worden.

Es ist auffällig, dass bei der Schaffung der Runenschrift das phonetisch-akrophonische Prinzip genau ab dem ersten phönizischen Buchstaben eingesetzt wurde, dessen Name nicht mehr zweifelfrei deutbar und auch nicht wie bei Gīmel zu erraten war: dem auf Dāleth folgenden Hē. Ihm entspricht in der Runenreihe die +*ansuz*-Rune. Ich führe das Verfahren zunächst an einem späteren Beispiel vor, das nicht wie Hē auf einen Vokal führt; denn Vokalgewinnungen erfordern stets eine zusätzliche Begründung, da das phönizische Alphabet als Konsonantenschrift keine Vokalbuchstaben besaß.

Abbildung 6 zeigt die Herleitung der +*haglaz*-Rune (+*haglaz* 'Hagel') aus dem phönizischen Ḥēth, dessen Name ebenfalls keine klare appellativische Bedeutung hat. Ein schönes Exemplar steht am Ende (von rechts lesend) der dritten Zeile der phönizischen Inschrift in Abbildung 2.a; es ist hier verwendet.

---

[68] Die Schrift, S. 272f.

(Zeichen im Phönizischen)

[ḥ] (Lautwert im Phönizischen)

Ḥēth (Name im Phönizischen, ohne Begriff)

↓

[χ] (phonetische Interpretation der phönizischen Lautung)

↓

⁺*haglaz* [⁺χ-] (Zuweisung eines Namens nach dem Akrophonie-Prinzip)

(Zeichen im Germanischen)

Abbildung 6: Gewinnung der ⁺*haglaz*-Rune aus dem Ḥēth-Buchstaben

Tatsächlich sieht die Rune geringfügig anders aus als das Ḥēth der Inschrift, indem offenbar die Zahl der Querbalken dem Wandel unterworfen war. Bei H. Jensen[69] finden sich die Exemplare der Abbildung 7, die beide zum ältesten Futhark gehören[70].

Abb. 7. Die ⁺*haglaz*-Rune

Nun zu Hē. Dieses kommt in der Inschrift der Abbildung 2.a in Zeile 3 als fünfter und in Zeile 5 als sechster Buchstabe vor. In Abbildung 8 zeige ich seine Adaptation; dabei benutze ich das zweite der genannten Vorkommen:

---

69 Die Schrift, S. 543.

70 Auch in der punischen Kursivschrift (man vergleiche oben Abbildung 2.c) findet sich bereits die Verminderung der Zahl der Querbalken.

(Zeichen im Phönizischen)

[h] (Lautwert im Phönizischen)

hē (Name im Phönizischen, ohne Begriff)

↓

[ē] (phonetische Interpretation der phönizischen Lautung)

↓

/ǣ/ (phonologische Interpretation der Lautung)

↓

/ā/ (nordwestgermanische Entsprechung)

↓

⁺*ansuz* (Zuweisung eines Namens nach dem Akrophonie-Prinzip)

(Zeichen im Germanischen)

Abbildung 8: Gewinnung der ⁺*ansuz*-Rune aus dem Hē-Buchstaben

Wie die Griechen ihr Epsilon, *E*, aus *Hē* gewannen[71], das wie das lateinische E unmittelbar auf Delta beziehungsweise D (phönizisch Dāleth) folgt, so gewannen die Germanen aus *Hē* ihre ⁺*ansuz*-Rune, die ebenfalls unmittelbar auf die ⁺*þurisaz*-Rune folgt, die aus Dāleth adaptiert wurde (man vergleiche unten in Abschnitt 5.2.). Der Unterschied zwischen der [a]-Lautung im Germanischen und der [e]-Lautung im Griechischen und Lateinischen kommt vermutlich dadurch zustande, dass das germanische lange ⁺*ē* zumindest im Nordwestgermanischen ein ziemlich offener, nach [ā] tendierender Laut war. Im Punischen wurde Hē als Vokalzeichen sowohl für e als auch für a benutzt[72]. Durch Verminderung der Zahl der Haken und gege-

---

71 Man sieht es deutlich, wenn man das phönizische Zeichen spiegelt.

72 Man vergleiche die Beispiele bei J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 108.2 bzw. 108.1, die allerdings aus der punischen Spätzeit stammen: Hē für *e* in hgrly *Egrilius* (Name), ʿwrhly *Aurelius* (Name); Hē für *a*: hdn *adūn* 'Herr', bhrkʾ *bᵉrakō* 'er segnete ihn'.

benenfalls Spiegelung erhält man genau die Gestalt der *+ansuz*-Rune[73]. Man beachte, dass es vom lateinischen A keinen ähnlich direkten Weg zur *+ansuz*-Rune gibt, und zwar weder zur Gestalt noch zum Platz in der Reihe.

Bemerkenswert an der Verwendung des phonetisch-akrophonischen Prinzips durch die Germanen ist vor allem, dass sie keinerlei Versuch erkennen lässt, den Runen als Namen in denjenigen Fällen, in denen die phönizischen Namen als Appellative interpretierbar waren, etwas ihnen semantisch wenigstens ungefähr Entsprechendes zuzuordnen. Zum Beispiel hätte man dem Mēm mit der Appellativbedeutung 'Wasser' statt *+mannaz* 'Mann' ja *+mariz* '(der) See' oder *+marīn* '(die) See' zuordnen können[74]. Vielleicht sahen die Schöpfer der Runenschrift, dass der Versuch schon deswegen nicht völlig gelingen konnte, weil die akrophonen Buchstabennamen, wie gesagt, bereits im Phönizischen nicht sämtlich semantisch deutbar waren. Während zum Beispiel einerseits die Deutung der ersten beiden Buchstabennamen 'Āleph und Bēth als 'Rind' und 'Haus' unumstritten ist, so gilt andererseits: „Die für *gimel*, *hē*, *zain*, *ḥēth* ..., *ṭēth*, *lāmed* ..., *ṣādē* und *qōph* bisher vorgebrachten Deutungen gehören in das Gebiet des reinen Begiffratens"[75]. Da man es in einer Reihe von Fällen also ohnehin hätte tun müssen, konnte man also ebensowohl von vornherein alle nach dem Lautwert gewonnenen Runen aus der eigenen Sprache neu benennen.

Allerdings sind auch alle Versuche gescheitert, bei den Runennamen eine von den semitischen Vorbildern unabhängige, spezifisch germanische Systematik zu entdecken[76]. Wie die Runen uns entgegentreten, scheinen die Runennamen, vom Anfangssegment der Runenreihe abgesehen, zwar nach Möglichkeit akrophonisch (man vergleiche unten Abschnitt 6.), ansonsten aber willkürlich vergeben worden zu sein. Da die Runeninschriften aber gemäß der phönizischen These erst mindestens zweieinhalb oder gar dreieinhalb Jahrhunderte nach der Schaffung der Runenschrift entstanden, kann hier vieles durch spätere Entwicklungen verdunkelt sein.

---

[73] Auch in der punischen Kursivschrift (man vergleiche oben Abbildung 2.c) findet sich bereits die Verminderung der Haken auf zwei.

[74] Verwunderlich ist freilich auch, dass ausgerechnet die dem Lāmedh entsprechende Rune den Namen *+laguz* 'Wasser' erhielt, so als ob man das Versagen bei Mēm beim Nachbarbuchstaben kompensieren wollte (man vergleiche unten die Abschnitte 6.14., 6.15.).

[75] H. Grimme bei H. Jensen, Die Schrift, S. 260. – Man vergleiche auch weiter oben H. Jensen selbst zu diesem Thema.

[76] Man vergleiche K. Düwel, Runenkunde, S. 2001f.

5. Das Problem der Reihenfolge der Runen: die unmittelbare Fortsetzung

5.1. Zur zweiten Rune, +*ūruz* 'Auerochse'

Die zweite Rune, +*ūruz* 'Auerochse, steht relativ zum lateinischen Alphabet an falscher Stelle. Hingegen ist die Gestalt der Rune dem V ähnlich, nämlich einem auf den Kopf gestellten V. Ich will hier eine Herleitung aus dem phönizischen Alphabet versuchen, die hinsichtlich der Gestalt makellos und hinsichtlich des Platzes in der Reihe begründbar ist. Vielleicht also, dass bei dieser Rune beide Thesen gleich erfolgreich sind.

Zunächst ist zu fragen, weshalb der zweite phönizische Buchstabe, Bēth 'Haus', nicht übernommen wurde. Dafür gibt es eine Erklärung: Nach dem semantisch-akrophonischen Prinzip musste Bēth 'Haus' auf germanisch +*χūsan* 'Haus' und somit zu [χ] führen, woraus sich allmählich im Wortanlaut [h] entwickelte. Für [χ] bot sich aber der phönizische Buchstabe Ḥēth an, wie im vorigen Abschnitt gezeigt. Man konnte also den zweiten Buchstaben überspringen und zum dritten übergehen[77].

Der dritte phönizische Buchstabe ist Gīmel[78]. In der 'Schrifttafel IV Punisch' in J. Friedrich – W. Röllig[79] (man vergleiche oben Abbildung 4) finden sich für das 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr. in Karthago die in Abbildung 9 wiedergebenen Formen.

Abbildung 9: Der dritte Buchstabe (Gīmel) des punischen Alphabets

---

[77] Möglicherweise gab es andere oder weitere Gründe, auf die Gewinnung einer *b*-Rune zu verzichten. Man vergleiche unten die Abschnitte 6.4., 6.12. und 7. – J. Ch. Bangs (Runes) Versuch, die +*ūruz*-Rune aus dem semitischen *Bēth* herzuleiten, scheitert sowohl auf der phonetischen als auch auf der semantischen Schiene: Im Adaptationsprozess einem Konsonanten, [b], einen Vokal, [u] bzw. [ū], als phonetische Entsprechung zuzuordnen, nämlich mit Lippenrundung als verbindendem Merkmal, erscheint mir eben so gewaltsam wie seine lexikalischen Konstruktionen, die auf die 'Haus'-Bedeutung führen sollen und von denen **ur-hus* 'proto-house' dem tradionellen Rekonstrukt +*ūruz* lautlich am nächsten kommt.

[78] Das Zeichen findet sich in der Inschrift der Abbildung 2.a als vierter Buchstabe der zweiten Zeile (von rechts lesend).

[79] Phönizisch-punische Grammatik, S. 277.

Die akrophonische Begriffszuordnung für semitisch Gīmel mag umstritten sein[80]. Aber die populäre Deutung ist heute 'Kamel'; sie war es sicherlich auch im Karthago des fünften bis dritten Jahrhunderts v. Chr.[81] Das bot ein gewisses Problem für die semantische Adaptation des Buchstabens, da die Germanen Kamele wahrscheinlich nicht kannten. Wenn man einem Germanen ein Kamel, ein höckriges Großtier, beschrieb, assoziierte er damit möglicherweise den Auerochsen, *+ūruz*; man vergleiche Abbildung 10[82]. „Mit einer Kopfrumpflänge von über 3 m, einer Schulterhöhe von 1,75 bis 1,88 Metern bei den Bullen und einem Gewicht von bis zu einer Tonne war der Auerochse bis in die Neuzeit das mächtigste Landtier Europas, vergleichbar nur mit dem Wisent"[83]. Anderenorts wird er als noch gewaltiger geschildert: „Der häufig ... mit dem Wisent verwechselte Auerochse ["er starb im 17. Jahrhundert ... aus"] war ein imposantes ... Tier. Er hatte eine Widerristhöhe von mehr als 2 m, war mehr als 4 m lang und wog eine Tonne"[84]. Der Wisent hatte allerdings einen ausgeprägteren Buckel.

Abbildung 10: Ur in der Höhle von Lascaux[85]

---

80 Man vergleiche das Grimme-Zitat am Ende des vorigen Abschnitts.

81 Das hebräische und damit vermutlich auch phönizische Wort für 'Kamel' ist *gamal*; man vergleiche E. Klein, A comprehensive etymological dictionary of Hebrew language, s.v.

82 Das Problem war ähnlich demjenigen, den Germanen das mediterrane Löwengespann zu erklären. Deshalb fährt Freyja mit einem Katzengespann zu Baldrs Bestattung. (Man vergleiche zu dieser und anderen mediterranen Wesenszügen der Vanengottheiten Th. Vennemann, in: St. Eliasson – E. H. Jahr (eds.), Language and its Ecology, § 3).

83 Man vergleiche http://de.wikipedia.org/wiki/Auerochse (25. Juli 2006).

84 J. Clottes – J. Courtin, Grotte Cosquer bei Marseille, S. 101.

85 Man vergleiche http://de.wikipedia.org/wiki/H%C3%B6hle_von_Lascaux (25. Juli 2006).

Dieser aufgrund der geschilderten begrifflichen Approximation nach dem semantischen Prinzip für Gīmel eingesetzte Begriff führte akrophonisch zur phonetischen Deutung des Gīmel-Zeichens als [ū, u]; man vergleiche Abbildung 11.

Zeichen im Phönizischen)

[g] (Lautwert im Phönizischen)

↓

gīmel 'Kamel' (nach dem Akrophonieprinzip)

↓

+*ūruz* 'Auerochse' (nach dem Übersetzungsprinzip)

↓

[ū, u] (nach dem Akrophonieprinzip dargestellter Laut)

(Zeichen im Germanischen

Abb. 11. Gewinnung der +*ūruz*-Rune aus dem Gīmel-Buchstaben

Wir erhalten also die +*ūruz*-Rune auch ohne lateinisches V, nämlich unmittelbar aus dem phönizischen Alphabet.

5.2. Zur dritten Rune, +*þurisaz* 'Riese'

Der vierte Buchstabe, Dāleth 'Tor, Tür'[86], müsste sich eigentlich besonders einfach adaptieren lassen, doch gibt es ausgerechnet hier eine Komplikation. Ich will versuchen, die Adaptation gleichwohl plausibel zu machen. In der 'Schrifttafel IV Punisch' in J. Friedrich – W. Röllig[87] finden sich für das 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr. in Karthago die in Abbildung 12 wiedergegebenen Formen.

---

[86] Dāleth findet sich in der Inschrift der Abbildung 2.a zum Beispiel als elfter Buchstabe in der zweiten Zeile.

[87] Phönizisch-punische Grammatik, S. 277. – Man vergleiche den Ausschnitt in Abbildung 4.

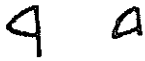

Abbildung 12: Der vierte Buchstabe (Dāleth) des punischen Alphabets

Wenden wir das semantisch-akrophonische Adaptationsprinzip an, werden wir auf germanisch +*duran* 'Tor' geführt und erhalten ein Zeichen für germanisch /d/. Aufgefasst (oder später umgedeutet?) wurde das Zeichen aber als /þ/, d.i. als die +*þurisaz*-Rune (+*þurisaz* 'Riese'); man vergleiche Abbildung 13, wo das Dāleth der zweiten Zeile der Inschrift von Abbildung 2.a dargestellt ist[88].

(Zeichen im Phönizischen)

[d] (Lautwert im Phönizischen)

↓

dāleth 'Tor' (nach dem Akrophonieprinzip)

↓

+*duran* 'Tor' (nach dem Übersetzungsprinzip)

↓

[d] (nach dem Akrophonieprinzip dargestellter Laut)

↓

[þ] (tatsächlich mit dem phönizischen Zeichen assoziierter Laut)

(Zeichen im Germanischen

Abbildung 13: Gewinnung der +*þurisaz*-Rune aus dem Dāleth-Buchstaben

Tatsächlich zeigt das Zeichen (wie auch in einigen anderen Fällen) im Germanischen in die entgegengesetzte Richtung, was mit der Variabilität der

---

88 Auch die Anwendung des phonetisch-akrophonischen Prinzips führt auf [d], allerdings mit dem Nachteil, dass das dann anzuwendende Akrophonieprinzip nicht auf eine Namenähnlichkeit zu führen brauchte, die doch zweifelsfrei vorhanden ist.

Schreibrichtung (einschließlich der Boustrophedon-, d.i. der furchenwendigen Schreibung) zusammenhängt.

Ich vermute, dass die Umdeutung von der /d/-Bezeichnung zur /þ/-Bezeichnung durch den Ähnlichklang der Wurzeln von *+duran* 'Tor' und *+þurisaz* 'Riese' nahegelegt wurde. Ebenso dürfte die Benennung der *+þurisaz*-Rune in der englischen Runenschrift als *+þurnaz* (> *þorn*) 'Dorn'[89] durch die Lautähnlichkeit der Wurzeln zumindest mitmotiviert sein. Diese Umdeutung dürfte ferner mit dem Umstand zusammenhängen, dass das Punische keinen [þ]-Laut und somit kein Zeichen für den [þ]-Laut besaß, der im Germanischen nun aber gerade besonders häufig ist. Denkbar ist auch, dass die partielle Allophonie von *+þ* und *+d* unter Verners Gesetz eine Rolle spielte, indem auf dieser Grundlage das Dāleth-Zeichen gewissermaßen (auch) für das als 'Hauptallophon' empfundene *+þ* eingesetzt wurde, wonach allerdings spätestens dann ein eigenes Zeichen für *+d* nötig wurde, als durch die Akzentvereinheitlichung auf der Erstsilbe jegliche allophonische Beziehung zwischen *+d* und *+þ* abriss[90].

Dass die Schriftentwickler hier durchaus überlegt vorgingen, erkennt man daran, dass sie den selbst angerichteten Schaden dadurch heilten, dass sie aus dem Dāleth- beziehungsweise *+þurisaz*-Zeichen auch ein Zeichen für den [d]-Laut entwickelten, die *+dagaz*-Rune (*+dagaz* 'Tag'), nämlich durch Doppelschreibung[91]. Doppelschreibung wesentlicher Merkmale einer Rune zur Schaffung einer lautverwandten Rune wurde auch bei der Gewinnung des [g]-Zeichens aus dem [k]-Zeichen und vermutlich bei der Gewinnung des [b]-Zeichens aus dem [w]-Zeichen angewandt. Dass die *+dagaz*-Rune als Neuerung der Runenschrift hinzugefügt wurde, erkennt man nicht zuletzt

---

89 Man vergleiche R. I. Page, An introduction to English runes, S. 67.

90 Robert Mailhammer denkt an die auf Verners eigener Deutung seines Gesetzes beruhende Mehrheitsansicht, der zufolge das frühe germanische *+d* frikativ, also ohnehin ein 'stimmhaftes *+þ*' war. Doch erhält man eine noch direktere Beziehung von Dāleth und *+þurisaz*-Rune mit der Minderheitsansicht, der zufolge das frühe germanische *+d* plosiv war, und meiner relativen Chronologie von Verners Gesetz und Erster Lautverschiebung (man vergleiche Th. Vennemann, PBB 106 [Tübingen 1984] S. 1-45): Bei dieser Deutung bestand im Urgermanischen eine partielle Allophonie von plosivem *+d* und frikativem *+þ*, nämlich von *+d* aus älterem *++dʰ* und, durch Verners Gesetz, aus älterem *++t* und von *+þ*, das durch die Erste Lautverschiebung aus denjenigen *++t*-Vorkommnissen entstand, die nicht durch Verners Gesetz zu *+d* geworden waren.

91 Man vergleiche die Runentafel in Abbildung 1.

daran, dass sie an das Ende der Runenreihe gestellt wurde, wie dies überall bei Alphabet-Erweiterungen üblich ist.

6. Die Herleitung der übrigen Runen

Die Gewinnung der ersten vier Runen des älteren Fuþark aus dem phönizischen Alphabet wurde oben in den Abschnitten 4. und 5. ausführlich beschrieben. Die übrigen Runen von den phönizischen Buchstaben herzuleiten ist zum Teil eine einfache Aufgabe, zum Teil ziemlich schwierig. Ich werde hier der Vollständigkeit halber zu allen weiteren Runen einen Hinweis geben (zur ebenfalls schon besprochenen $^{+}$*haglaz*-Rune nur eine Ergänzung). Was das punische Alphabet angeht, so beziehe ich mich auf die Übersicht der Abbildung 14, die die auf Hē folgenden Buchstaben in der linken Spalte nach ihrer Lautung, dann für drei karthagische Schreibweisen – in der zweiten Spalte für das 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr., in den weiteren Spalten nach zwei Schreibweisen des 2. Jahrhunderts v. Chr. – darstellt. Die phönizischen beziehungsweise hebräischen Buchstabennamen erkennt man leicht nach dem Akrophonieprinzip. Die Adaptation erfolgte nach dem zweiten Adaptationsprinzip, dem phonetisch-akrophonischen Prinzip.

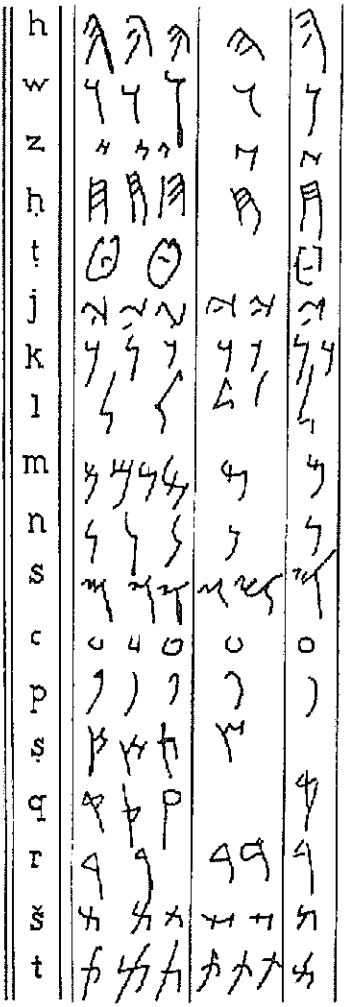

Abbildung 14: Punische Alphabete des 3. und 2. Jahrhunderts, Fortsetzung der Abbildung 4[92]

[92] Aus J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, S. 277.

6.1. Zur +*raidō*-Rune (+*raidō* 'Fahrt, Ritt, Wagen')

Die +*raidō*-Rune ist nach der Form (bis auf den Abwärtshaken) und der Lautung – wenn auch nicht nach dem Platz in der Reihe – das phönizische Rēš[93].

Abbildung 15: Phönizisches Rēš und +*raidō*-Rune

6.2. Zur +*kaunan*-Rune (+*kaunan* (?) 'Geschwür, Krankheit')

Die +*kaunan*-Rune ist nach Form und Lautung – wenn auch nicht nach dem Platz in der Reihe – das gespiegelte punische Kaph, dem der Stab entzogen wurde, weil es sonst formal mit der +*fehu*-Rune zusammengefallen wäre; man vergleiche Abbildung 16.

Abbildung 16: Phönizisches Kaph und +*kaunan*-Rune, letztere zwischen +*raidō*- und +*gebō*-Rune[94]

Dies erklärt nicht nur die Winkelgestalt der +*kaunan*-Rune, sondern auch ihre Höhe, die weniger als die Hälfte der Stabrunen beträgt. Die lateinische These, die die +*kaunan*-Rune aus dem C oder K erklären muss, kann allenfalls die Winkelgestalt, aber nicht die Kleinheit dieser Rune erklären.

6.3. Zur +*gebō*-Rune (+*gebō* 'Gabe')

Die +*gebō*-Rune ist, indem Gīmel für die +*ūruz*-Rune verbraucht war, aus der +*kaunan*-Rune durch Verdoppelung (und Vergrößerung) gewonnen und gleich zur +*kaunan*-Rune gestellt worden, was vernünftig erscheint, wenn es

---

[93] Abbildung 15 zeigt das Rēš der ersten Zeile der Inschrift 2.a und die +*raidō*-Rune aus Abbildung 1. – Robert Mailhammer schlägt vor, dass der Abwärtsstrich der +*raidō*-Rune dem Zweck diente, diese Rune von der +*wunjō*-Rune zu unterscheiden. Die Entwicklung der +*wunjō*-Rune selbst, die ursprünglich wohl dem punischen Wāw ähnlicher sah, könnte durch das Medium Holz bedingt gewesen sein, das zu eckigen Formen zwingt.

[94] Bei Kaph handelt sich um den vierten Buchstaben der Zeile 1 der Abbildung 2.a; zur +*kaunan*-Rune vergleiche man Abbildung 1.

auch gegen den Brauch verstößt, neue Zeichen ans Ende der Schriftzeichenreihe zu stellen; man vergleiche oben Abbildung 16.

6.4. Zur *+wunjō*-Rune (*+wunjō* (?) 'Wonne')

Die *+wunjō*-Rune und das punische Wāw entsprechen sich nach dem Lautwert und stehen auch beide früh in ihrer Reihe. In der Gestalt weichen sie ein wenig ab, indem die Rune geschlossen ist und der phönizische Buchstabe offen. Vielleicht hat auch der lautverwandte Buchstabe Bēth Pate gestanden, der durch die ganze phönizisch-punische Schriftgeschichte geschlossen dargestellt wurde, man vergleiche Abbildung ~~14~~. 14 – Dies wäre eine von mehreren möglichen Erklärungen dafür, weshalb Bēth am Anfang der Runenschrift keine Entsprechung hat und möglicherweise nicht als unmittelbare Vorlage für die *+berkanan*-Rune (man vergleiche unten Abschnitt 6.12.) benutzt wurde.

Abbildung 17: Das phönizische Wāw und die *+wunjō*-Rune (mit Bēth zum Vergleich)[95]

6.5. Zur *+haglaz*-Rune (*+haglaz* 'Hagel')

Die Gewinnung der *+haglaz*-Rune aus dem phönizischen Ḥēth wurde oben in Abschnitt 4 beschrieben; man vergleiche dort Abbildung 6. Dass die *+haglaz*-Rune tatsächlich aus Ḥēth entwickelt ist, erkennt man auch an ihrer Position in der Reihe, nämlich zwischen **w** und **j**[96]. Die phönizische Reihe hat *w* – *z* – *ḥ* – *ṭ* – *j*, das Fuþark **w** – **h** – **n** – **i** – **j**. Berücksichtigt man, dass **z** nach dem Rhotazismus zu **R** die Stelle des alten **r** auf der zu vermutenden ursprünglichen Strecke **r** – **s** – **t** eingenommen hat (phönizisch *r* – *š* – *t*, runisch **R** – **s** – **t**), so schließt runisch **h** zu **w** auf. Berücksichtigt man ferner, dass das phönizische emphatische *ṭ* keine Entsprechung im Germanischen hatte und deshalb nicht adaptiert wurde, dass runisch **n** aus seinem Verband mit **l** und **m** gelöst und versetzt wurde und dass runisch **i**

---

95 Das Wāw steht als einundzwanzigster Buchstabe in Zeile 3 der Abbildung 2.a, das Bēth als achter Buchstabe in Zeile 1. Zur *+wunjō*-Rune vergleiche man Abbildung 1.

96 Ich verwende hier der Übersichtlichkeit halber zur Wiedergabe der Runen die in der Runologie üblichen halbfetten Buchstaben, die sich am rekonstruierten Lautwert orientieren.

als Vokalzeichen ohnehin eine Neuereung ist, so rückt **j** zu **h** auf. Damit ist ein weiterer Beweis erbracht, dass die +*haglaz*-Rune aus dem phönizischen Hēth gewonnen wurde.

6.6. Zur +*naudiz*-Rune (+*naudiz* 'Not, schicksalhafter Zwang')

Die +*naudiz*-Rune und das punische Nūn weisen eine gewisse, nicht überdeutliche Ähnlichkeit auf (man vergleiche Abbildung 18). Das Gleiche gilt allerdings für den Vergleich mit dem lateinischen N. In der Reihung weicht die +*naudiz*-Rune erheblich vom Nūn des phönizischen Alphabets ab.

Abbildung 18: Das phönizische Nūn und die +*naudiz*-Rune[97]

6.7. Zur +*īsaz*-, +*jēran*- und +*īwaz*-Rune (+*īsaz* 'Eis', +*jēran* 'Jahr', +*īwaz* 'Eibe)

Die drei Runen sind in Abbildung 19.a aus Abbildung 1 übernommen.

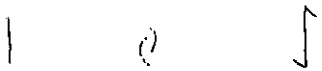

Abbildung 19.a: Die +*īsaz*-, +*jēran*- und +*īwaz*-Rune

Für alle drei Runen bietet das Punische nur den einen Buchstaben Yōdh. Vielleicht dass aus diesem oft zweiteiligen Zeichen die Rune für *j*, die +*jēran*-Rune, die einzige ebenfalls zweiteilige Rune, hervorgegangen ist. Das phönizische Yōdh ähnelt der +*īwaz*-Rune (man vergleiche Abbildung 19.b): Es ist tatsächlich seitenverkehrt-formgleich mit der +*īwaz*-Rune bis auf einen zusätzlichen linken Seitenstrich.

Abbildung 19.b: Das phönizische Yōdh[98]

---

[97] Das Nūn steht als zweiter Buchstabe in Zeile 1 der Abbildung 2.a. Zur *naudiz*-Rune vergleiche man Abbildung 1.

[98] Man vergleiche Zeile 1 der Inschrift in Abbildung 2.a sowie Abbildung 2.c.

Wie das Germanische aus dem einen Buchstaben drei Runen gewonnen hat (die +*īwaz*-Rune freilich mit nicht genau ermitteltem Lautwert[99]), ist nicht völlig klar. Doch weisen die punischen Kursivbuchstaben (man vergleiche Abbildung 19.c) Vereinfachungen auf, in denen man sowohl die +*īwaz*- als auch die +*īsaz*-Rune erkennen kann, so dass man an wiederholte Adaptation von Yōdh bei zunehmendem Verständnis für die Notwendigkeit der Vokaldarstellung denken kann.

Abbildung 19.c: Kursives punisches Yōdh[100]

6.8. Zur +*perþō*-Rune (+*perþō* (?) 'ein Fruchtbaum'?[101])

Germanische Wörter mit *p*, vor allem mit anlautendem *p*-, sind selten und zudem, soweit nicht lautmalerisch (wie +*pīpan* 'pfeifen'), sämtlich Lehnwörter, die zur Zeit der Schaffung der Runenschrift im Germanischen möglicherweise zum guten Teil noch nicht existierten. Insofern bestand wohl kein Bedarf, eine Rune mit dem Lautwert [p] zu schaffen. Die +*perþō*-Rune hat weder mit dem phönizischen Pē noch mit dem lateinischen P eine Ähnlichkeit; tatsächlich scheint die +*perþō*-Rune im Nachhinein durch Öffnung der +*berkanan*-Rune gebildet worden zu sein; man vergleiche Abbildung 20.

Abbildung 20: Phönizisches Pē sowie +*perþō*- und +*berkanan*-Rune[102]

---

99 Eine knappe Übersicht der Auffassungen zur +*īwaz*-Rune findet sich bei Th. Birkmann, Von Ågedal bis Malt, S. 13.

100 Man vergleiche Abbildung 2.c.

101 Ein solches germanisches Appellativum gibt es nicht. Nimmt man die Lautung ernst und bedenkt zudem, dass runisch das germanische *þ* dem phönizischen Dāleth entspricht (man vergleiche oben Abschnitt 5.2.), so führt der Runenname +*perþō* auf hebräisch *prḏ* 'Maultier', vokalisiert *pered* (man vergleiche E. Klein, A comprehensive etymological dictionary, s.v.), das möglicherweise auf Umwegen ins mittellateinische *veredus* und von dort in die Zusammensetzung *paraveredus* und somit in unser *Pferd*-Wort gelangt ist (hingegen *veredus* aus dem Keltischen in F. Kluge – E. Seebold, Etymologisches Wörterbuch: s.v. *Pferd*).

102 Man vergleiche Zeile 5 der Inschrift in Abbildung 2.a sowie Abbildung 1.

Während die Position der +*berkanan*-Rune weder aus dem phönizischen noch aus dem lateinischen Alphabet zu erklären ist, steht die +*perþō*-Rune überraschenderweise ungefähr dort in der Runenreihe, wo man sie gemäß beiden Alphabeten suchen würde.

6.9. Zur +*algiz*-Rune (+*algiz* 'Elch' ['Abwehr'?])

Da im Germanischen das stimmhafte [z] am Wortanlaut nicht vorkam, konnte man seine Rune nicht akrophonisch benennen. Ob die +*algiz*-Rune das phönizische Zayin fortsetzt, kann ich nicht erkennen; Robert Mailhammer[103] sieht eine größere Ähnlichkeit mit dem punischen Ṣādhē (man vergleiche Abbildung 21).

Gewiss ist, dass die +*algiz*-Rune die Stelle des phönizischen Rēš einnahm; denn so wie im semitischen Alphabet die Abfolge Rēš – Šīn – Tāw lautet, so lautet diese Strecke der Runenschrift +*algiz* – +*sōwilō* – +*tīwaz* (**R** – **s** – **t**, man vergleiche oben Abschnitt 6.5.). Da der Rhotazismus von +/z/ nicht gotisch, also auch nicht urgermanisch ist, deutet diese Positionierung der +*algiz*-Rune, nebst der Verdrängung der +*raidō*-Rune auf einen früheren Platz, auf eine späte, erst nord- oder nordwestgermanische Umordnung des ursprünglichen Runenalphabets hin. Dafür sprechen ja auch einige andere Merkwürdigkeiten der Runenfolge.

Abbildung 21: Zwei Formen des phönizischen Zayin, phönizisches Ṣādē und zwei Formen der +*algiz*-Rune[104]

---

[103] Man vergleiche oben Anm. *.

[104] Man vergleiche Abbildung 2.c sowie Abbildung 1.

6.10. Zur *+sōwilō*-Rune (*+sōwilō* 'Sonne')

Die *+sōwilō*-Rune ist nach Lautwert[105] und Stellung in der Runenreihe wie das griechische Sigma das phönizische Šīn. Dasselbe gilt für ihre Gestalt, jedenfalls in der konservativen Form der Inschriften[106].

Abbildung 22: Das phönizische Šīn, dasselbe um 90 Grad nach links gedreht und die *+sōwilō*-Rune[107]

Der Vergleich der gedrehten Form mit der *+sōwilō*-Rune der Steinplatte von Kylver zeigt eine schöne Übereinstimmung. Die Rune in K. Düwels Tafel (Abbildung 1) sieht hingegen einem runisch stilisierten lateinischen S ähnlicher.

6.11. Zur *+tīwaz*-Rune (*+tīwaz* 'Tyr', früher der Himmelsgott)

Das semitische Tāw, der letzte Buchstabe des phönizischen Alphabets, ist in den ältesten Alphabeten einfach ein Kreuz, dessen Querbalken auch weiter oben angebracht werden kann. In der phönizischen Inschrift der Abbildung 2.a hat es die Gestalt eines Dolches. Die *+tīwaz*-Rune leitet sich nach Gestalt, Lautwert und Stellung in der Runenreihe sehr genau vom phönizischen Tāw her. Auch in den punischen Alphabeten gibt es Formvarianten, die als Vorbilder gedient haben können. Man vergleiche Abbildung 23.

Abbildung 23: Das phönizische Tāw und die *+tīwaz*-Rune[108]

---

105 Šīn wurde im Spätpunischen wie [s] gesprochen, was zahlreiche Falschschreibungen beweisen (J. Friedrich - W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 48). Schon für das Gemeinphönizische nimmt Ch. R. Krahmalkov, A Phoenician-Punic Grammar, S. 25, den Zusammenfall dieser Sibilanten an: „In Classical Phoenician, the fricative [gemeint ist das Phonem /š/, in welchem bereits mehrere Sibilanten zusammengefallen waren, T.V.] merged with the simple /s/ (expressed by the grapheme *S*) but normally continued to be represented in the orthography by the grapheme *Š*".

106 Man vergleiche in Abbildung 2.a den ersten und fünftletzten Buchstaben der Zeile 4 und den sechsten und fünftletzten der Zeile 6 (immer von rechts lesend).

107 Der sechste Buchstabe der Zeile 6 der Inschrift in Abbildung 2.a (von rechts lesend) und die *+sōwilō*-Rune aus Abbildung 1.

108 Man vergleiche Zeile 4 der Inschrift in Abbildung 2.a sowie Abbildung 1.

6.12. Zur +*berkanan*-Rune (+*berkanan* 'Birke')

Die +*berkanan*-Rune hat kein unmittelbares Vorbild im phönizischen Alphabet. Sie scheint eine Verdoppelung der +*wunjō*-Rune zu sein und ihrerseits, wie oben in Abschnitt 6.7. erwähnt, zur Gewinnung der +*perþō*-Rune gedient zu haben; man vergleiche Abbildung 24. Eine Nebenform der +/*berkanan*-Rune in Gestalt unserer lateinischen Minuskel b[109] ähnelt dem um 180 Grad gedrehten Bēth der Abbildung 24.

Abbildung 24: Phönizisches Bēth sowie +*wunjō*-, +*berkanan*- und +*perþō*-Rune[110]

Anders als das phönizische Bēth steht die +*berkanan*-Rune spät in der Reihe, nämlich genau nach der +*tīwaz*-Rune, deren Vorbild Tāw das Ende des semitischen Alphabets bildet. Auch das deutet auf eine sekundäre Anfügung der Rune hin. – Diese entfaltende Gestaltung der +*wunjō*-, +*berkanan*- und +*perþō*-Rune für die drei Labialkonsonanten +/w b p/ scheint mir nicht zufällig; sie lässt vielmehr einerseits einen gewissen Einblick in die Phonetik der Zielsprache erkennen, andererseits einen Aspekt der Entwicklung beziehungsweise Weiterentwicklung der Runenreihe selbst.

6.13. Zur +*ehwaz*-Rune (+*ehwaz* 'Pferd')

Die Gestalt und der Platz dieser Rune sind für die traditionellen Theorien der Runenentstehung rätselhaft. Bemerkenswerterweise hat die +*ehwaz*-Rune in ihrer ältesten Form noch einen waagerechten Querbalken[111], man vergleiche Abbildung 25.

Abbildung 25: Ältere und jüngere Form der +*ehwaz*-Rune im älteren Fuþark

---

[109] Man vergleiche E. H. Antonsen, Runes, S. 54.

[110] Man vergleiche oben Abbildung 17 und 20.

[111] Th. Birkmann, Von Ågedal bis Malt, S. 15, 51.

Da das Phönizische keine eigentlichen Vokalzeichen kannte, sondern lediglich bei Bedarf die Zeichen der vokalähnlichsten Konsonanten für Vokalschreibungen nutzbar machte, ist im Rahmen der phönizischen Theorie der Runenentstehung zu vermuten, dass sich hinter der *+ehwaz*-Rune ein phönizisches Laryngalzeichen verbirgt. Ich nehme an, dass Ḥēth nicht nur für die *+haglaz*-Rune (man vergleiche die Herleitung oben in Abschnitt 4, Abbildung 6), sondern auch für die der *+ehwaz*-Rune Pate gestanden hat. Auch der griechische Vokal *H* [ē] leitet sich ja vom phönizischen Ḥēth ab[112]. Die älteste Form der *+ehwaz*-Rune (man vergleiche Abbildung 25) erhält man aus dem phönizischen Ḥēth (man vergleiche Abbildung 6 in Abschnitt 4.), wenn man zwischen den beiden senkrechten Stäben oben nicht drei Querstriche anbringt, sondern nur einen (so als ob man beim griechischen *H* [ē] den Querstrich nach oben verschöbe). – Ich weise darauf hin, dass es keine Möglichkeit gibt, die *+ehwaz*-Rune aus dem lateinischen oder etruskischen Alphabet zu gewinnen.

6.14. Zur *+mannaz*-Rune (*+mannaz* 'Mensch')

Diese Rune dürfte mit ihrem schnörkelhaften Oberteil das ebenfalls im oberen Teil etwas barocke phönizische Mēm fortsetzen; man vergleiche Abbildung 26.

Abbildung 26: Das phönizische Mēm und die *+mannaz*-Rune[113]

Möglicherweise hat die Entwicklung der *+ehwaz*-Rune (man vergleiche Abbildung 25) zu dieser differenzierenden Ausgestaltung der *+mannaz*-Rune zusätzlich beigetragen. Die Gestalt des Mēm erklärt sich ihrerseits allerdings ohne weiteres, da das dahinter steckende *mayim* in den kanaanäischen Sprachen 'Wasser' bedeutet, was aber offenbar bei der Übernahme ins Germanische (wie auch ins Griechische, man vergleiche dort den Namen *μῦ*, das seinerseits nach *νῦ* gebildet ist) keine Rolle spielte. Die Stellung unmittelbar vor der *+laguz*-Rune, deren Name nun ausgerechnet auf 'Wasser' Bezug

---

112 Man vergleiche H. Jensen, Die Schrift, S. 443.

113 Es handelt sich um das zweite Mēm in Zeile 6 der Inschrift Abbildung 2.a; zur *+mannaz*-Rune vergleiche man Abbildung 1.

nimmt, und die Abtrennung der +*naudiz*-Rune von dem Lāmedh-Mēm-Nūn-Verband sind für alle Theorien der Runenentstehung rätselhaft.

6.15. Zur +*laguz*-Rune (+*laguz* 'Wasser')

Diese Rune ist nach Gestalt, Lautwert und positioneller Nähe zum /m/-Zeichen (Mēm beziehungsweise +*mannaz*-Rune) das phönizische Lāmedh, man vergleiche Abbildung 27.

Abbildung 27: Das phönizische Lāmedh, dasselbe horizontal gespiegelt und die +*laguz*-Rune[114]

Die Spiegelung an der Mittelachse ist unproblematisch; auch in griechischen Alphabeten kommen solche gespiegelten Lambdas vor[115]. Auffällig ist, wie schon bei der Betrachtung der +*mannaz*-Rune gesagt, dass hier mittels des Akrophonieprinzips der +*laguz*-Rune die Wortbedeutung des phönizischen Vorbilds einer Nachbarrune, eben der +*mannaz*-Rune (Mēm 'Wasser'), zugewiesen ist.

6.16. Zur +*ingwaz*-Rune (+*ingwaz* 'Gott des fruchtbaren Jahres')

Diese Rune entspricht nach Gestalt und Größe dem phönizischen 'Ayin, [ʕayin]; man vergleiche Abbildung 28.

Abbildung 28: 'Ayin (zwischen Pē und Lāmedh) und die +*ingwaz*-Rune (zwischen +*laguz*- und +*dagaz*-Rune)[116]

Auch seine Position (unmittelbar nach den Runen für /m/ und /l/) entspricht derjenigen des phönizischen 'Ayin, [ʕayin], nämlich nach *l* – *m* – *n* – *s*, wobei *s* nicht in die Runenschrift adaptiert wurde.

---

[114] Es ist der zweite Buchstabe der zweiten Zeile der Inschrift in Abbildung 2.a dargestellt; zur +*laguz*-Rune vergleiche man Abbildung 1.

[115] Man vergleiche die Tafel in H. Jensen, Die Schrift, S. 443.

[116] Die Gruppe *p'l* '(er) machte' steht in Zeile 4 der Inschrift in Abbildung 2.a; zur Abfolge +*laguz* – +*ingwaz* – +*dagaz* vergleiche man Abbildung 1.

Der Übergang von der runden zur eckigen Form ist die für die Runen generell übliche, vermutlich materialbedingte Anpassung. Der Lautwert des semitischen Buchstabens ist der eines stimmhaften pharyngalen Frikativs, [ʕ], den das Germanische wie das Griechische nicht besaß. Wie die Griechen dieses 'Laryngal'-Zeichen 'Ayin, das auch im Phönizischen bereits gelegentlich zur Wiedergabe von Vokalen benutzt wurde, auf die Bezeichnung ihres Vokals [o] (Omikron) spezialisiert haben, so haben die Germanen dasselbe Zeichen auf ihr Engma, den velaren Nasal [ŋ], festgelegt, wohl aufgrund einer gewissen phonetischen Ähnlichkeit als im Rachen produzierter stimmhafter Dauerlaut. Die phonologischen Gründe hierfür sind nicht recht klar, da Engma im älteren Germanisch nur assimilatorisch vor den velaren Plosiven /g/ und /k/ vorkam, weswegen die lateinische Schreibung ja für Engma einfach *n* und die griechische einfach Gamma benutzte. Die Vorkommensbeschränkung machte selbstverständlich eine Benennung der *+ingwaz*-Rune nach dem Akrophonieprinzip unmöglich; die Benennung mit einem Wort, in welchem Engma der zweite Sprachlaut war, zeigt, auch wenn es für die spezielle Wahl eines Gottesnamens sicherlich auch sprachexterne Gründe gab, wieder einen gewissen Einblick in die Phonetik der Zielsprache[117]. Ich weise darauf hin, dass eine Erklärung der *+ingwaz*-Rune aus dem Lateinischen nicht möglich ist.

6.17. Zur *+dagaz*-Rune (*+dagaz* 'Tag')

Die *+dagaz*-Rune weist nach Gestalt und Position die Merkmale einer Neuerung auf; man vergleiche Abschnitt 5.2. Es handelt sich offenbar um eine Verdoppelung der *+þurisaz*-Rune, die als Neuerung ans Ende der Runenreihe gestellt wurde[118]; man vergleiche Abbildung 29.

Abbildung 29: Phönizisches und punisches Däleth, *+þurisaz*-Rune und *+dagaz*-Rune[119]

---

117 Der phonetisch-phonologische Teil dieses Abschnitts gilt unter der Voraussetzung, dass die *+ingwaz*-Rune tatsächlich für den velaren Nasal steht, was nicht sicher ist; man vergleiche die knappe Übersicht der Auffassungen bei Th. Birkmann, Von Ågedal bis Malt, S. 13-15.

118 Die Runenreihe endet in den Fuþarks teils auf **d** – **o**, teils auf **o** – **d**.

119 Man vergleiche oben Abbildung 13 und 12 sowie 1.

Die +*þurisaz*-Rune hat ihrerseits ihren Ursprung in phönizisch Dāleth, wie in Abschnitt 5.2. gezeigt.

6.18. Zur +*ōþalan*-Rune (+*ōþalan/ōþilan* 'ererbter Besitz')

Die +*ōþalan*-Rune steht am Ende der Runenreihe und bildet wie das griechische Omega, das seinerseits das griechische Alphabet beschließt, eine Neuerung, die nach dem mehrfach erwähnten Prinzip ans Ende der Reihe gesetzt wurde. Die Erfindung der +*ōþalan*-Rune ist gut nachzuvollziehen: Die Runenschrift besaß bereits eine *u*-Rune (+*ūruz*), eine *a*-Rune (+*ansuz*), eine oder zwei *i*-Runen (+*īsaz*, +*īwaz*) und eine *e*-Rune (+*ehwaz*). Was fehlte, war eine *o*-Rune (zunächst nur für langes +/ō/, denn kurzes ++/o/ war vorgermanisch mit +/a/ zusammengefallen). Diese sicherlich von den Runenschreibenden empfundene Lücke wurde dadurch gefüllt, dass man den 'Laryngal' 'Ayin noch einmal bemühte. Dieser dürfte im Phönizischen eine gewisse *o*-Qualität besessen haben, wie seine Adaptation als griechisches Omikron und seine gelegentliche Verwendung zur Vokalschreibung für *o* im Punischen beweisen[120]. Dabei wurde die entstehende Rune formal geringfügig vom ersten Adaptationsergebnis, der Engma-Rune (+*ingwaz*), unterschieden; man vergleiche Abbildung 30.

Abbildung 30: Phönizisches 'Ayin und +*ōþalan*-Rune[121]

Auch hier braucht also das Griechische mit seinem gestalt- und lautähnlichen Omega nicht beigezogen zu werden, und auch nicht das lateinische O.

IV. Runenschrift und Lautverschiebung

Im Vorstehenden habe ich für die Adaptation des phönizischen Alphabets zur Schreibung des Germanischen den urgermanischen Zustand angenommen, also eine Zeit nach der Ersten Lautverschiebung. Das ist sicherlich kein schlechter Ansatz. Denn erstens treten uns die Runen ja in Texten gegenüber, die einen Sprachzustand nach der Lautverschiebung voraus-

---

[120] Man vergleiche die Beispiele bei J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 108.3: Ayin für *o* in ʿwʿ *awō* 'er lebte', qlʿ *qulō* 'seine Stimme'.

[121] Man vergleiche oben Abbildung 28 und 1.

setzen, so dass wir den betroffenen Runenzeichen notwendigerweise zunächst einmal die Lautverschiebungsprodukte zuzuordnen haben; und zweitens fällt die Lautverschiebung in die Zeit der karthagischen Kolonialzeit hinein, und zwar deutlich vor ihre Beendigung, wie die phönizischen Lehnwörter zeigen, die nach der Lautverschiebung ins Germanische entlehnt wurden[122]. Doch ist dieser Ansatz nicht zwingend; denn erstens lassen sich einige Auffälligkeiten der Runenschrift wie zum Beispiel die Ungenauigkeiten im Verhältnis der Medien und Tenues eventuell gerade dadurch erklären, dass sie vor oder während der Lautverschiebung aus dem phönizischen Alphabet gewonnen wurden; und zweitens zeigen die vor der Lautverschiebung übernommenen phönizischen Lehnwörter, dass die phönizische Präsenz in Germanien früher begann als die Lautverschiebung[123].

Ich habe oben in Abschnitt 5.1. argumentiert, dass sich eine Übernahme von phönizisch Bēth nach dem semantisch-akrophonischen Prinzip erübrigte, weil der Weg über die Abbildung des Begriffs auf germanisch *+χūsan* 'Haus' eine *χ*-Rune gezeitigt hätte, die man auf einfachere Weise unmittelbar aus Ḥēth gewinnen konnte, wie in Abschnitt 4. gezeigt. Nun hätte sich aber Bēth auch nach dem phonetisch-akrophonischen Prinzip für die Gewinnung einer *b*-Rune geeignet. Schaut man indes in eine Zeit vor der Lautverschiebung, so findet man vielleicht noch gar nicht das Vokabular, das die Gewinnung einer *b*-Rune gerechtfertigt hätte; denn das Ur-Indogermanische hatte dem Germanischen gar keine Wörter mit *b* vermacht, so dass alle germanischen Wörter, in denen *b* (mit der Lautverschiebung als *p*) vorkommt, erst im Zuge der Entstehung des Germanischen in die Sprache gelangten, vielleicht zu einem großen Teil überhaupt erst aus dem Phönizischen. So würde sich erklären, warum die *+berkanan*-Rune erst im Nachhinein geschaffen wurde, möglicherweise aus der *+wunjō*-Rune, die von Anfang an nötig war, da das germanische *w* aus dem Ur-Indogermanischen ererbt war.

Diesen Gedanken kann man weiterdenken. Wir sehen mehrfach bei den mit der Lautverschiebung im Zusammenhang stehenden Konsonanten Schwierigkeiten, die zugehörigen Runen zu verstehen. So sind die *g*- und die *k*-Rune offenbar nicht beide unmittelbar aus dem phönizischen Alphabet

---

[122] Man vergleiche dazu Th. Vennemann, Transactions of the Philological Society 104 (2006) S. 129-166.

[123] Ebenda.

übernommen worden, sondern es ist die *g*-Rune erst im Nachhinein durch Verdoppelung der *k*-Rune in die Runenschrift gelangt. Und auch die *d*-Rune ist sekundär durch Verdoppelung, nämlich der *þ*-Rune, gebildet worden, wie oben in den Abschnitten 5.2. und 6.17. vermerkt. Man könnte nun einwenden, dass doch zumindest die *+fehu*-Rune als *f*-Zeichen, also nach der Lautverschiebung adaptiert worden sei. Aber auch das ist keineswegs zwingend, denn es hätte das phönizische 'Āleph nach dem semantisch-akrophonischen Prinzip ja ebensowohl eine *++peku*-Rune zeitigen können, die erst durch die Lautverschiebung zu einer *+feχu-* und dann *+fehu*-Rune geworden wäre. Ja dieser Ansatz könnte geradezu notwendig werden, um die Seltsamkeit der *p*-Rune mit ihrem rätselhaften Namen (*+perþō* [?]) aufzuklären. Das phönizische Pē 'Mund' ist jedenfalls bei der Schaffung der Runenschrift unberücksichtigt geblieben, und das ist ja selbst schon ein Explanandum. Das, was R. Derolez[124] unter dem Stichwort „'perfect fit' of the Fuþark" behandelt, die weitgehende Koinzidenz der ältesten Runenreihe mit dem Phonembestand des auf unabhängiger Grundlage rekonstruierten Urgermanisch, könnte seine Grundlage also gerade darin haben, dass ein zunächst für eine frühere Sprachstufe adaptiertes Schreibsystem später dem sich wandelnden Lautsystem immer besser angepasst wurde, wodurch es allmählich die von R. Derolez festgestellte Passgenauigkeit gewann.

Alles in allem ist also mit der phönizisch-punischen These der Entstehung der Runenschrift die Erforschung dieses Problems keineswegs an ein Ende gekommen. Ganz im Gegenteil scheint mir erst ein Anfang gemacht, der ein neues, interessantes Forschungsfeld eröffnet.

V. Weitere Argumente: Runische Schreibregeln

1. Nichtberücksichtigung der Quantität

R. Derolez, der in seinem Artikel von 1998 die nahezu vollkommene Übereinstimmung des ältesten Fuþark mit dem rekonstruierten Phoneminventar des Urgermanischen verdeutlicht, nimmt die Quantitätsopposition der Vokale vom 'perfect fit' ausdrücklich aus; denn sie bleibt in der Runenschrift als solcher und auch in den runischen Texten gänzlich

[124] In: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, S. 103-116.

unausgedrückt – es wäre ja eine Doppelschreibung der Vokalrunen für Langvokale denkbar. Dies überrascht R. Derolez[125] natürlich nicht:

> Another graphemic deficiency of the fuþark – its lack of a distinction between short and long vowels – has rarely been characterized as such, nor is this surprising. Oppositions of long and short vowels can hardly have been conspicuous in word-initial position, nor did the Latin model suggest that they ought to be distinguished by different graphemes.

R. Derolez führt also diesen Mangel – im Rahmen der von ihm akzeptierten Theorie für die Herkunft der Runen aus dem Lateinischen – auf die entsprechende Defizienz des Lateinischen zurück. Was er dabei zu übersehen scheint, ist, dass die Runen und die Schreibung der runischen Texte die Quantitätsopposition auch bei den Konsonanten unausgedrückt lässt; sogar zwei gleiche, aber als End- beziehungsweise Anfangskonsonant zu verschiedenen Wörtern gehörige Konsonanten werden meistens nur einfach geschrieben[126]. Dies ist nun freilich aus der lateinischen Schreibtradition nicht zu begründen, in der ja zwar nicht bei den Vokalen, wohl aber bei den Konsonanten die Quantität durch Doppel- versus Einfachschreibung ausgedrückt wird und aufeinanderstoßende End- und Anfangskonsonanten bei Gleichheit regelmäßig mit zwei identischen Zeichen geschrieben werden; und desgleichen im Griechischen. Die spezifisch 'runische Schreibregel'[127] ist also mit der lateinischen Theorie der Entstehung der Runen nicht zu begründen, wohl aber im Rahmen der hier vorgestellten Theorie: In den phönizischen und punischen Texten werden Geminaten mit einfachen Konsonantenzeichen geschrieben, bleibt die Quantität also unausgedrückt; erst spätpunisch werden in lateinischen Namen geminierte Konsonanten „entgegen aller semitischen Schreibgewohnheit" durch Doppelschreibung ausgedrückt[128]. Diese semitische Einfachschreibung für Doppelkonsonanz tritt darüber hinaus selbst dann ein, wenn die identischen Konsonanten an einer Wortgrenze zusammenstoßen, dort also eine Geminata entsteht:

---

125 In: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, S. 114.

126 Man vergleiche K. Düwel, Runenkunde, S. 11.

127 Ebenda.

128 J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 97.b.

> Wenn das erste Wort einer solchen Verbindung [der "eng zusammengehörigen Verbindungen (Genitivkonstruktionen u. dgl.)"] mit demselben Konsonanten endigt, mit dem das folgende beginnt, so werden beim Sprechen beide Konsonanten wie eine Geminata zusammengezogen und eventuell auch als ein Konsonant geschrieben[129].

Man könnte nun einwenden, dass die Germanen bei der Übernahme zum Beispiel der lateinischen Schreibweise die Doppelschreibung für Geminaten unbeachtet gelassen hätten. Dem wäre allerdings entgegenzuhalten, dass ja die Griechen bei der Übernahme des phönizischen Alphabets sogar gegen die Schreibgewohnheit der Phönizier die Doppelschreibung für Geminaten eingeführt haben; warum sollten also die Germanen dieses probate orthographische Mittel entgegen der Technik ihrer gemutmaßten lateinischen Lehrmeister aufgegeben haben? Einfacher ist es sicherlich, eine direkte Übernahme der runischen Schreibtechnik von den Phöniziern anzunehmen.

2. Nichtschreibung von Nasalen vor homorganen Konsonanten

Im Anschluss an die Regel für Geminaten formuliert K. Düwel[130] eine weitere runische Schreibregel: „Ein Nasal wird vor homorganen (an derselben Stelle gebildeten) Konsonanten ausgelassen". Auch dazu gibt es ein zumindest partielles Gegenstück im Phönizischen:

> Mit dem Ugaritischen, Hebräischen, Moabitischen und anderen semitischen Sprachen teilt das Phönizisch-Punische die bekannte Erscheinung, dass *n*[131] nach Vokal einem folgenden Konsonanten assimiliert wird[132]. ... Wenn zwei Wörter eng verbunden

---

[129] J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 99.

[130] Runenkunde, S. 11.

[131] Hier wie häufig auch sonst setzen die Autoren den hebräischen Buchstaben für den phönizischen Buchstaben beziehungsweise das phonetische Zeichen ein.

[132] Im Fall der Assimilation an folgende Plosive ist dies ein höchst ungewöhnlicher Lautwandel, da nach dem Stärkeassimilationsgesetz sich umgekehrt der Plosiv an den Nasal assimilieren sollte; also nicht NT > TT, sondern NT > ND > NN (mit N für Nasale und T, D für stimmlose bzw. stimmhafte Plosive); vgl. Th. Vennemann, Neuere Entwicklungen in der Phonologie, S. 44f. Erstaunlicherweise ist der Wandel NT > TT (*mp nt ŋk* > *pp tt kk*) auch für das Altnordische verzeichnet. Zu verstehen ist er eigentlich nur über die Präaspiration der stimmlosen Plosive, durch die die vorausgehenden Nasale stimmlos werden, mit nachfolgender Denasalierung und völliger Assimilation. Für das Altnordische bzw. Isländische ist die Präaspiration gesichert; für das Punische wäre sie eine neue phonetische Bestimmung, denn die stimmlosen Plosive des Phönizischen werden in den Lehrbüchern als postaspiriert, nicht als präaspiriert beschrieben. Eine Erklärung dieser phönizisch-germanischen phonetischen Gemeinsamkeit steht noch aus. Man vergleiche zur Verbreitung der Präaspiration in Nordwesteuropa M. Rießler, in: K. Jones-Bley – M. E. Huld – A. Della Volpe – M. Robbins Dexter (eds.), Proceedings of the Fifteenth Annual UCLA Indo-European Conference 2004.

sind, kann sich das auslautende *n* des ersten an den anlautenden Konsonanten des zweiten angleichen (Friedrich und Röllig 1999: § 57). ... Vereinzelt ist wohl auch auslautendes *m* an den Anlautkonsonanten des folgenden Wortes assimiliert[133].

Da Doppelkonsonanzen nach semitischer Schreibgewohnheit (man vergleiche oben Abschnitt V.1.) durch das einfache Konsonantenzeichen wiedergegeben werden, bleibt vom Nasal im Schriftbild keine Spur. Dadurch kann für den Lernenden der Eindruck entstehen, dass Nasal vor Konsonant nicht geschrieben wird. Auch diese 'runische Schreibregel' lässt sich also als Übernahme einer phönizischen Schreibgewohnheit erklären.

3. Die Schreibregeln im Thesen-Vergleich

Es lohnt sich, im Zusammenhang der runischen Schreibregeln einen Vertreter der Latein-These zu zitieren, W. Heizmann[134] mit Punkt 5 seines Problem-Katalogs:

> Schwierig ist es, den Stellenwert der sog. peripheren Charakteristika der Runenschrift zu beurteilen, die von Antonsen und Morris als archaische Züge betrachtet werden, also: wechselnde Schriftrichtung, *Scriptura continua*, Worttrenner, Auslassung der Nasale, Einfachschreibung von Doppelkonsonanten. Für Antonsen und Morris spricht das alles zugunsten der Griechisch-These. Daß die Anhänger der Latein-These die Bedeutung dieser Züge nicht weiter hinterfragen oder herunterspielen, indem sie als typisch für eine frühe bzw. primitive Phase der Schriftlichkeit gewertet werden, verwundert nicht.

Schreibung in beide Richtungen, auch wechselnde Schriftrichtung (Boustrophedon) und sogar Schreibung von oben nach unten gab es auch im älteren Phönizisch, obwohl sich wie im Hebräischen letztlich die Schreibung von rechts nach links durchsetzte[135]. *Scriptura continua* und die Verwendung sowohl wie Nicht-Verwendung von Worttrennern sind Charakteristika der phönizischen Schreibung:

> Die ältesten Inschriften haben Worttrennung durch senkrechte Striche ..., oder durch Punkte an der oberen Zeichengrenze, wie die Kulamuwa-Inschrift [= Kilamuwa-Inschrift, vgl. Abb. 2.a] ... und einige der ältesten im Westen gefundenen Inschriften. ... Punkte zur Trennung von Sätzen oder Satzteilen finden sich auch in Inschriften des 4. Jh.s v. Chr, besonders in Zypern. Die Hauptmasse der phönizischen, punischen und neupunischen Inschriften aber trennt die Wörter überhaupt nicht, sondern

---

[133] J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 99.c.

[134] Ms., S. 7f.

[135] J. Friedrich – W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 2.

> schreibt die Zeilen ohne jede Unterbrechung und teilt am Zeilenende an beliebiger Stelle im Wortinnern ab, was eine erhebliche Erschwerung der Lesung bedeutet[136].

Von der entsprechenden 'Erschwerung der Lesung' können Runologen ein Lied singen; denn sorgfältige Worttrennungen wie in der Runeninschrift des zweiten Goldhorns von Gallehus sind ein Glücksfall. Kein Zweifel also, dass die Germanen diese Schreibart eher von den Phöniziern gelernt haben dürften als von den Griechen oder Römern. Die hätten ihnen nämlich gerade die konsequente Worttrennung beigebracht, so wie später den Puniern im eroberten Karthago; man vergleiche dazu die Fortsetzung des vorstehenden Zitats:

> Erst in spätpunischen Inschriften findet sich unter griechisch-römischem Einfluß gelegentlich wieder Worttrennung, teils durch Punkte ..., teils durch Spatien in unserer Art[137].

Für die Auslassung der Nasale und die Einfachschreibung von Doppelkonsonanten habe ich auf die entsprechenden phönizischen Schreibregeln in den Abschnitten V.2. beziehungsweise V.1. verweisen können. Die Vertreter der lateinischen These haben für all dies keine Erklärung.

VI. Schluss

In diesem Artikel habe ich den drei traditionellen Thesen der Entstehung der Runen - der griechischen, der etruskischen und der lateinischen These - eine vierte an die Seite gestellt, die punische These, die im Rahmen meiner Theorie der Entstehung der Germania unter karthagischer Dominanz naheliegt, für die ich aber auch Ansätze aus früheren, fehlgeschlagenen Versuchen verwenden konnte, die Runenschrift direkt mit semitischen Alphabeten zu verbinden. Diese neue These scheint mir den drei älteren überlegen, da sie deren Schwächen nicht aufweist, vielmehr anhand des Heizmannschen Problem-Katalogs bessere Lösungen bietet und zudem - das sei hier zum Schluss getan - die nach K. Düwel[138] entscheidenden fünf Fragen aufs Direkteste zu beantworten erlaubt:

---

[136] J. Friedrich - W. Röllig, Phönizisch-punische Grammatik, § 3.

[137] Ebenda.

[138] Runenkunde, S. 176.

Frage 1. „Von welchem Vorlagenalphabet aus (woher?)"

Antwort: Aus dem phönizischen Alphabet, mit einigen spezifischen Zügen des punischen Alphabets des karthagischen Reiches.

Frage 2. „Zu welcher Zeit (wann?)"

Antwort: In der Zeit der phönizischen Aktivitäten im Nordwesten Europas, spezifisch in der Zeit maximaler karthagischer Kolonisierungsanstrengungen in Germanien (5. bis 3. Jahrhundert v. Chr.).

Frage 3. „In welchem Gebiet (wo?)"

Antwort: Im küstennahen Germanien insbesondere des 5. bis 3. Jahrhunderts v. Chr., vermutlich im Gebiet des jetzigen Dänemark.

Frage 4. „Von welchen Personen / welcher Person beziehungsweise Ethnie (Gruppe, 'Stamm') (wer?)"

Antwort: Teil 1: Wenn gemeint ist, wer die Gebenden waren, so lautet die Antwort: die Phönizier, insbesondere die karthagischen Kolonisatoren, die von Cádiz aus den Handel mit dem Norden beherrschten (so wie anderthalb Jahrtausende später die Kaufleute der Hanse); kurz: die Punier.
Teil 2: Wenn gemeint ist, wer die Nehmenden waren, so lautet die Antwort: die Germanen des küstennahen Germaniens des 5. bis 3. Jahrhunderts v. Chr.[139]

---

[139] Wer diese Germanen im fraglichen Zeitraum (5. bis 3. Jahrhundert v. Chr.) waren beziehungsweise welche Stämme aus ihnen hervorgegangen sind, lässt sich kaum ermitteln. Möglicherweise waren die Germanen zu der Zeit eine noch wenig geteilte Sprachgemeinschaft im südlichen Skandinavien (Dänemark – Südschweden). E. Seebolds, in: B. Brogyanyi – Th. Krömmelbein (eds.), Germanic dialects, S. 525-580, Versuch, die Verhältnisse anhand antiker Nachrichten und der ältesten Runendenkmäler und Brakteaten zu bestimmen, trifft erst eine Zeit, die drei Jahrhunderte später einsetzt. Sein Rückblick auf die hier in Rede stehende Zeit lautet folgendermaßen:

Wenn wir alle Quellen (auch die Stammessagen und dergleichen) zusammennehmen, dann ergibt sich als mögliches (keineswegs gesichertes) Gesamtbild, daß bis zum 2. oder 3. Jh. vor der Zeitenwende das Gebiet der Germanen offenbar ein durch natürliche Ausbreitung entstandenes Kontinuum war (wenigstens gibt es keinen Hinweis zum Gegenteil). Dann scheinen die Stämme im südlichen Skandinavien und im nördlichen Dänemark in großem Umfang nach Süden aufgebrochen zu sein (E. Seebold, in: E. Marold – Ch. Zimmermann (Hgg.), Nordwestgermanisch, S. 157).

Frage 5. „Zu welchem Zweck (wozu?) wurde die Runenschrift geschaffen?"

Antwort: Zum selben Zweck, zu dem auch andere Völker im Skopus der phönizischen Kolonisation, also zum Beispiel die Griechen, das Alphabet übernahmen. – Das antwortet zugleich auf Punkt 8 des Heizmannschen Problem-Katalogs:

> Denkbar schlechte Voraussetzungen liefert der geringe Umfang des Textcorpus für die Frage nach dem Impetus der Runenschöpfung. Eine Schrift erfindet man nicht einfach so. Die Konzeption einer Schrift ist vielmehr an bestimmte Voraussetzungen geknüpft. Dabei besteht das zentrale Problem nicht darin, eine Vorlage zu finden und nach geeigneten Schriftzeichen Ausschau zu halten, vielmehr besteht die eigentliche Schwierigkeit darin, die Sprache in Hinblick auf die in ihr vorhandenen distinktiven elementaren Lauteinheiten (Phoneme) zu analysieren. Die Konzeption einer Schrift setzt demnach weitreichende Einsichten in die Ausgangsschrift und deren Sprache sowie in die eigene, zu verschriftende Sprache voraus. Nur so ist der 'near-perfect phonemic fit' zu erklären, wie Derolez das ausdrückt. Das allein reicht aber nicht. Es bedarf auch eines konkreten Bedürfnisses. ...[140].

Das Bedürfnis entstand im Prozess der Akkulturierung der Germanen unter phönizischem Einfluss, genau wie bei den Griechen[141]. Und die laut Zitat vorauszusetzende Fähigkeiten zur Analyse der Sprache, die die Entwicklung eines Schreibsystems verlangt, waren bei den Germanen im Kontakt mit den Phöniziern des Westens nicht weniger vorhanden als bei den Griechen im Kontakt mit den Phöniziern des Ostens; jedenfalls wüsste ich keinen Grund, den Menschen des Nordwestens diese Begabung abzusprechen.

Dieser Akkulturierungsprozess ist freilich bei den Germanen anders als bei den Griechen nicht mehr ohne Weiteres erkennbar, da die Germanen nach dem Zusammenbruch des karthagischen Weltreichs im zweiten Punischen Krieg ins Barbarentum zurücksanken, so dass der Gebrauch der Schrift anders als im auf Dauer zivilisierten Griechenland marginalisiert wurde, bis er im Zuge der Romanisierung Germaniens als Schreibung mit lateinischen Buchstaben – und in bescheidenem Umfang auch als Runen-

---

[140] W. Heizmann Ms., S. 9.

[141] Auch bei der Entwicklung der südiberischen Schrift im Süden und der nordostiberischen Schrift im Nordosten der Iberischen Halbinsel und in Südfrankreich rechnen manche Forscher mit einer Entlehnung aus der phönizischen Schrift oder zumindest mit phönizischem Einfluss; man vergleiche H. Jensen, Die Schrift, S. 281-284; P. Swiggers, P. T. Daniels – W. Bright (eds.), The world's writing systems, S. 111.

schreibung – wieder aufblühte[142]. Dass im Zusammenhang dieses europaweiten Vorgangs auch das Schreiben mit den Runen gelegentliche Einflüsse erfuhr, ist zu erwarten und ist ja vielfach nachgewiesen[143]. Aber so weit zu gehen, diesen kontaktbedingten Einflüssen, die bekanntermaßen von Süden nach Norden abnahmen, ausgerechnet für Skandinavien die Entstehung eines eigenen, zudem in vieler Hinsicht andersartigen Schriftsystems zuzuschreiben, ist erstens inhärent unplausibel und führt zweitens zwangsläufig zu den unüberwindbaren, von W. Heizmann exakt herausgearbeiteten Problemen. Ich glaube gezeigt zu haben, dass die hier vorgeschlagene punische These zur Entstehung der Runenschrift diese Schwierigkeiten nicht aufweist und deshalb gegenüber der lateinischen These den Vorzug verdient[144].

---

[142] Auf keinen Fall darf man annehmen, dass die Runenverwendung der Zeit der älteren Inschriftenfunde, auf die sich zum Beispiel E. Seebold, in: B. Brogyanyi – Th. Krömmelbein (eds.), Germanic dialects, S. 525-580 und R. Nedoma, in: K. Düwel (Hg.), Runeninschriften, beziehen, also einer Zeit, die mindestens zweieinhalb oder dreieinhalb Jahrhunderte nach der Einführung der Runenschrift liegt, auch nur ein ungefähres Bild ihrer frühen Verwendung im karthagischen Kolonisierungsprozess vermittelt.

[143] Ein neueres Zeugnis für solchen lateinischen Einfluss ist nach meiner Auffassung der Schwertscheidenring von Bergakker (4. oder 5. Jahrhundert): ein Doppel-V mit dem Lautwert [u] und Geminatenschreibung beim Präterito-Präsens *ann* 'ich gewähre'; man vergleiche den Sammelband A. Bammesberger – G. Waxenberger (Hgg.), Pforzen und Bergakker, und darin Th. Vennemann, S. 152-156.

[144] Aus Platzgründen habe ich mich in den Vergleichen der phönizischen These mit konkurrierenden Ansätzen auf die lateinische These beschränkt. Die griechische These scheitert wohl allein schon am Problem der Vermittlung. Aber auch die etruskische These hat es in der Hinsicht schwer: Es sind keine wirtschaftlichen oder kulturellen Gründe erkennbar, aus denen die Germanen von den Etruskern oder deren nördlichen Nachbarn, den Rätern, das Schreiben hätten lernen sollen; eher könnte man da an nachträgliche Einwirkungen auf ein bereits bestehendes Schreibsystem denken, wie später durch das Lateinische. Was allerdings die Schreibsysteme als solche angeht, hat die etruskische These gegenüber der lateinischen durchaus Vorteile, die einen künftigen Vergleich mit der phönizischen These als genauso interessant erscheinen lassen.

Literaturverzeichnis

Kjell *Aartun*, Runer i kulturhistorisk sammenheng: En fruktbarhetskultisk tradisjon, Oslo 1994

Elmer H. *Antonsen*, Runes and Germanic linguistics, Trends in Linguistics: Studies and Monographs 140, Berlin 2002

Alfred *Bammesberger* mit Gaby *Waxenberger* (Hgg.), Pforzen und Bergakker: Neue Untersuchungen zu Runeninschriften, Historische Sprachforschung [Historical Linguistics], Ergänzungsheft 41, Göttingen 1999

Oskar *Bandle* – Jürg *Glauser* – Stefanie *Würth* (Hgg.), Verschränkung der Kulturen: Der Sprach- und Literaturaustausch zwischen Skandinavien und den deutschsprachigen Ländern: Zum 65. Geburtstag von Hans-Peter Naumann, Beiträge zur Nordischen Philologie 37, Tübingen 2004

Jørgen Chr. *Bang*, Runes: Genealogy and grammatology: An augmented version of the original Danish essay Runernes genealogi og grammatologi which was presented at Aarhus University 10 October 1996, Odense 1997

Thomas *Birkmann*, Von Ågedal bis Malt: Die skandinavischen Runeninschriften vom Ende des 5. bis Ende des 9. Jahrhunderts, Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 12, Berlin 1995

Kurt *Braunmüller*, Methodische Probleme in der Runologie – einige Überlegungen aus linguistischer Sicht, in: K. Düwel in Zusammenarbeit mit Sean Nowak (Hgg.), Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung, S. 3-23

Kurt *Braunmüller*, Zum Einfluss des Lateinischen auf die ältesten Runeninschriften, in: O. Bandle – J. Glauser – St. Würth (Hgg.), Verschränkung der Kulturen, S. 23-50

Kurt *Braunmüller*, Romersk indflydelse på de ældre nordiske runeindskrifter?, in: L. Elmevik (Hg.), Språkhistoria och flerspråchighet: Föredragen vid ett internationellt symposium i Uppsala 17-19 januari 2003, Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi 87, Uppsala 2004, S. 63-78

Kurt *Braunmüller*, The inscriptions of the older Futhark: Imaging actual speech or a certain type of text?, Vortrag, Umeå, 14.-16. September 2005 (Manuskript)

Bela *Brogyanyi* – Thomas *Krömmelbein* (eds.), Germanic dialects: Linguistic and philological investigations, Current Issues in Linguistic Theory 38, Amsterdam 1986

Walter *Burkert*, The orientalizing revolution: Near-Eastern influence on Greek culture in the early archaic age [rev. und erw. Ausgabe der dt. Fassung 'Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur von 1984'], übers. v. Margaret E. Pinder und Walter Burkert, Cambridge, Mass. 1992 [Nachdruck 1997]

Walter *Burkert*, Die Griechen und der Orient: Von Homer bis zu den Magiern, aus dem Italienischen [dort 1999] übers. v. Walter Burkert, 2.A. München 2004

Jean *Clottes* – Jean *Courtin*, Grotte Cosquer bei Marseille: Eine im Meer versunkene Bilderhöhle. Übersetzt von Kathrin Wüst, Sigmaringen 1995

Peter T. *Daniels* – William *Bright* (eds.), The world's writing systems, New York 1996

René *Derolez*, On the 'otherness' of the Anglo-Saxon runes and the 'perfect fit' of the Fuþark, in: K. Düwel in Zusammenarbeit mit S. Nowak (Hgg.), Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung, S. 103-116

Klaus *Düwel*, Runenkunde, 3., vollständig neu bearbeitete Aufl., Sammlung Metzler 72, Stuttgart 2001

Klaus *Düwel*, Øvre Stabu, § 3 "Runologisches", in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 22, Berlin 2003, S. 12–13

Klaus *Düwel* in Zusammenarbeit mit Sean *Nowak* (Hgg.), Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung: Abhandlungen des Vierten Internationalen Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.-9. August 1995, Berlin 1998

Stig *Eliasson* – Ernst Håkon *Jahr* (eds.), Language and its Ecology: Essays in memory of Einar Haugen, Trends in Linguistics: Studies and Monographs 100, Berlin 1997

Lennart *Elmevik* (Hg.), Språkhistoria och flerspråchighet: Föredragen vid ett internationellt symposium i Uppsala 17-19 januari 2003, Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi 87, Uppsala 2004

Hans-Werner *Eroms* – Bernhard *Gajek* – Herbert *Kolb* (Hg.), Studia Linguistica et Philologica: Festschrift für Klaus Matzel zum sechzigsten Geburtstag: Überreicht von Schülern, Freunden und Kollegen, Heidelberg 1984

Johannes *Friedrich* – Wolfgang *Röllig*, Phönizisch-punische Grammatik, 3. Auf., neu bearb. von Maria Giulia Amadasi Guzzo unter Mitarbeit von Werner R. Mayer, Rom 1999

Wilhelm *Heizmann*, Zur Entstehung der Runenschrift, Vortrag, Symposium on Research in Older Runes, Oslo, 3.-4. September 2004 (Manuskript)

Richard *Hennig*, Terrae incognitae: Eine Zusammenstellung und kritische Bewertung der wichtigsten vorcolumbischen Enrdeckungsreisen an Hand der darüber vorliegenden Originalberichte, I-IV, I: Altertum bis Ptolemäus. 2., verbess. Aufl. Leiden 1944

Irma *Hyvärinen* – Petri *Kallio* – Jarmo *Korhonen* (Hgg.), Etymologie, Entlehnungen und Entwicklungen: Festschrift für Jorma Koivulehto zum 70. Geburtstag, Helsinki 2004

Hans *Jensen*, Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart, 3.A. Berlin 1969 [Photomechanischer Nachdruck]

Hauke *Jöns* – Friedrich *Lüth* (Hgg.), Mythos und Magie: Archäologische Schätze der Bronzezeit aus Mecklenburg-Vorpommern: Ausstellungskatalog Schwerin, Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 3, Lübstorf 2004

Karlene *Jones-Bley* – Martin E. *Huld* – Angela *Della Volpe* – Miriam *Robbins Dexter* (eds.), Proceedings of the Fifteenth Annual UCLA Indo-European Conference, Los Angeles, November 7-8, 2003, Journal of Indo-European Studies, Monograph Series 49, Washington 2004

Ernest *Klein*, A comprehensive etymological dictionary of the Hebrew language for readers of English, New York 1987

Friedrich *Kluge*, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 24.A. von Elmar Seebold, Berlin 2002

Charles R. *Krahmalkov*, A Phoenician-Punic grammar, Handbook of Oriental Studies, Section one: The Near and Middle East 54, Leiden 2001

Aslak *Liestøl*, The Viking runes: The transition from the older to the younger Fuþark, in: Saga-Book, Viking Society for Northern Research 20, S. 247-266

Friedrich *Lüth* – Thijs J. *Maarleveld* – Flemming *Rieck* (Hgg.), Tauchgang in die Vergangenheit: Unterwasserarchäologie in Nord- und Ostsee, mit Beiträgen von Jan Bill, Jan Harff, Dirk Heinrich, Wolfram Lemke, Harald Lübke, Ulrich Schmölcke und Thomas Terberger, Archäologie in Deutschland, Sonderheft 2004, Stuttgart 2004

Robert *Mailhammer*, On the origin of the Germanic strong verb system, Sprachwissenschaft 31 (2006) S. 1-52

Robert *Mailhammer*, The strong verbs of Germanic: Morphology and quantitative etymology, bearbeitete Fassung der Dissertation 'A morphological and etymological study of the Germanic strong verbs', Universität München 2004

Glenn E. *Markoe*, Die Phönizier. Aus dem Englischen von Tanja Ohlsen, Stuttgart 2003 [Engl. Ausgabe: Peoples of the past: Phoenicians, London: British Museum Press, 2000]

Dirk *Meier*, Die Nordseeküste: Geschichte einer Landschaft, Heide 2006

Edith *Marold* – Christiane *Zimmermann* (Hg.), Nordwestgermanisch, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbände, 13, Berlin 1995

Gerhard *Meiser* – Olav *Hackstein* (Hgg.), Sprachkontakt und Sprachwandel: Akten der XI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, 17.-23. September 2000, Halle an der Saale, Wiesbaden 2005

Erik *Moltke*, Runes and their origin: Denmark and elsewhere, updated and rev. ed., aus dem Dänischen übersetzt von P. G. Foote, Kopenhagen 1985

Robert *Nedoma*, Zur Problematik der Deutung älterer Runeninschriften – kultisch, magisch oder profan?, in: K. Düwel in Zusammenarbeit mit S. Nowak (Hgg.), Runeninschriften, S. 24-54

Sean *Nowak*, Schrift auf den Goldbrakteaten der Völkerwanderungszeit: Untersuchungen zu den Formen der Schriftzeichen und zu formalen und inhaltlichen Aspekten der Inschriften, Dissertation Göttingen 2003
http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2003/nowak/nowak.pdf

M. *O'Connor*, Epigraphic Semitic scripts, in: P. T. Daniels – W. Bright (eds.), The world's writing systems, S. 88-107

R. I. *Page*, An introduction to English runes, 2.A. Woodbridge, Suffolk 1999

Michael *Rießler*, On the origin of preaspiration in North Germanic, in: K. Jones-Bley – M. E. Huld – A. Della Volpe – M. Robbins Dexter (eds.), Proceedings, S. 168–185

Jens-Peter *Schmidt*, Güter und Rohstoffe aus der Fremde: Zum bronzezeitlichen Handel und Warenaustausch in Mecklenburg-Vorpommern, in: H. Jöns – F. Lüth (Hgg.), Mythos und Magie, S. 87-95

Elmar *Seebold*, Was haben die Germanen mit den Runen gemacht? Und wieviel haben sie davon von ihren antiken Vorbildern gelernt?, in: B. Brogyanyi – Th. Krömmelbein (eds.), Germanic dialects, S. 525-580

Elmar *Seebold*, Völker und Sprachen in Dänemark zur Zeit der germanischen Wanderungen, in: E. Marold – Ch. Zimmermann (Hgg.), Nordwestgermanisch, S. 156-186

Pierre *Swiggers*, The Iberian scripts, in: P. T. Daniels – W. Bright (eds.), The world's writing systems, S. 108-112

John *Troeng*, A Semitic origin of some runes: An influential foreign presence in Denmark c. AD 200, Fornvännen 98 (2003) S. 289–304

Theo *Vennemann*, Bemerkung zum frühgermanischen Wortschatz, in: H.-W. Eroms – B. Gajek – H. Kolb (Hgg.), Studia Linguistica et Philologica, S. 105-119 [Nachdruck als Kap. 1 in Th. Vennemann, Europa Vasconica]

Theo *Vennemann*, Hochgermanisch und Niedergermanisch: Die Verzweigungstheorie der germanisch-deutschen Lautverschiebungen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 106 (Tübingen 1984) S. 1-45 (= PBB)

Theo *Vennemann*, Neuere Entwicklungen in der Phonologie, Berlin 1986

Theo *Vennemann*, Atlantiker in Nordwesteuropa: Pikten und Vanen, in: St. Eliasson – E. H. Jahr (eds.), Language and its Ecology, S. 451-476 [Nachdruck als Kap. 11 in Th. Vennemann, Europa Vasconica]

Theo *Vennemann*, Andromeda and the Apples of the Hesperides, in: K. Jones-Bley – A. Della Volpe – M. Robbins Dexter – M. E. Huld (eds.), Proceedings, S. 1-68 [Nachdruck als Kap. 18 in Th. Vennemann, Europa Vasconica]

Theo *Vennemann*, Note on the runic inscription of the Bergakker scabbard mount, in: A. Bammesberger mit G. Waxenberger (Hgg.), Pforzen und Bergakker, S. 152-156

Theo *Vennemann*, Zur Entstehung des Germanischen, Sprachwissenschaft 25 (2000) S. 233-269

Theo *Vennemann*, Europa Vasconica - Europa Semitica, hg. v. Patrizia Noel Aziz Hanna, Trends in Linguistics: Studies and Monographs 138, Berlin 2003

Theo *Vennemann*, Phol, Balder, and the birth of Germanic, in: I. Hyvärinen – P. Kallio – J. Korhonen (Hgg.), Etymologie, Entlehnungen und Entwicklungen, S. 439-457

Theo *Vennemann*, Glauben wir noch an die Lautgesetze? Zur Etymologie von Phol und Balder im Zweiten Merseburger Zauberspruch, in: G. Meiser – O. Hackstein (Hgg.), Sprachkontakt und Sprachwandel, S. 709-733

Theo *Vennemann*, Grimm's Law and loanwords, Transactions of the Philological Society 104 (2006) S. 129-166

View publication stats